



20
20

KUNSTSALON

Liebe Freundinnen und Freunde des KunstSalon,

das Jahr 2020 war eine große Herausforderung für alle. Die Corona-Pandemie bestimmte in allen Bereichen unseren Alltag, das politische und das kulturelle Leben. Sie hat uns alle gezwungen, auf Besuche von Kinos, Theatern, Konzerten zwischendurch sogar ganz zu verzichten und dabei, so sagt es auch die Bundeskulturministerin Monika Grütters, ist doch die Kunst ein Lebensmittel. Mit den Auswirkungen der Corona-Krise geht ein großes Gefühl der Ungewissheit einher: Wie lange wird der Ausnahmezustand halten? Wie stark werden die kulturellen und wirtschaftlichen Auswirkungen sein und wie solidarisch wird unsere Gesellschaft mit den Folgen der Corona-Krise umgehen?

Im KunstSalon ist trotz dieser Ausnahmesituation eine ganze Menge passiert. Die Förderungen der Künstler*innen werden fortgeführt, der persönliche Austausch findet zum Teil digital statt und wir arbeiten weiter an dem Ziel, Kunst und Kultur in Köln zu fördern.

Deshalb haben wir mit dieser Broschüre einige Themen, mit denen wir uns in diesem Jahr beschäftigt haben, herausgegriffen und präsentieren Ihnen Ausschnitte aus Gesprächen, kleine Beiträge und Essays. Somit bleiben Sie, liebe Freundinnen und Freunde des KunstSalon, auf dem Laufenden.

In Zeiten der Ungewissheit sind Hoffnung und Vertrauen besonders notwendig; lassen Sie uns gemeinsam zuversichtlich in die Zukunft blicken.

Herzlich grüßen
Andreas C. Müller
Vorsitzender des Vorstands

Ulla Egbringhoff
Büroleitung

Herausgegeben von

KunstSalon e.V.
Brühler Str. 11–13
50968 Köln
Vorsitzender: Andreas C. Müller

Redaktion

Jana Bütow
Ulla Egbringhoff
Katharina Waltrich

Gestaltung

Katrin Zellmer

Titelbild

Tilman Peschel, Lumpty-Bumpty (2020)
C-Print / Eiweißlasurfarbe, 1 von 12 Unikaten,
30 x 24 cm, je 180 Euro



Kulturamt

Wir danken der freundlichen Unterstützung
des Kulturamts der Stadt Köln

KUNSTSALON

www.kunstsalon.de

**Sehr geehrtes KunstSalon-Team,
sehr geehrte Freunde und Förderer des KunstSalon,**

die Corona-Pandemie ist eine der größten gesellschaftlichen Herausforderungen seit der Gründung der Bundesrepublik. Um die Ausbreitung des Virus zu bremsen, war und bleibt es notwendig, Kontakte auf ein Minimum zu reduzieren. Die Verantwortlichen im Bund, in den Ländern und auch wir in Köln haben sorgfältig die Verhältnismäßigkeit der harten Corona-Regeln abgewogen. Es war ein schwerer Schritt, Maßnahmen zu ergreifen, die unser aller Leben so sehr einschränken.

Mich bedrückt es, dass die Kulturszene nach dem Lockdown im Frühjahr nun erneut um ihre Existenz bangt. Um schnell Hilfe leisten zu können, hat die Stadt bereits im März 2020 ihre Förderregularien an die aktuellen Veränderungen für Kulturveranstalter und -initiativen angepasst sowie neue Fördermaßnahmen auf den Weg gebracht. Sehr vielen geförderten Kulturinstitutionen, die im Lockdown Veranstaltungen absagen mussten, konnten wir helfen, indem wir die bisherigen städtischen Förderungen aufrechterhalten und Zuschüsse im Rahmen laufender Bewilligungen moderat erhöht haben. Ergänzend zu den genannten Maßnahmen im Bereich der Kulturförderung hat die Stadt Köln außerdem einen »Notfallfonds zur Struktursicherung von freien Kulturinstitutionen bei coronabedingten Krisensituationen« eingerichtet.

Wir müssen davon ausgehen, dass uns die Corona-Pandemie auch im Jahr 2021 noch begleiten wird. Um weiterhin die Kulturveranstalter unterstützen zu können, arbeitet die Stadt Köln aktuell an einem umfangreichen Katalog von Corona-Sondermaßnahmen, die im nächsten Jahr greifen werden.

Damit wollen wir den Reichtum der kulturellen Vielfalt in unserer Stadt Köln erhalten. Denn die Kultur ist die Seele unserer Stadt, und sie ist ein Wirtschaftsfaktor, von dem die Existenzen von Künstlerinnen und Künstlern, Kreativen sowie Beschäftigten der Veranstaltungsbranche abhängen.

Ich wünsche Ihnen weiterhin viele kreative Ideen für die Sichtbarkeit der Kultur in der Pandemie und ich wünsche Ihnen trotz der Ungewissheit die Zuversicht, dass wir gemeinsam diese herausfordernde Zeit meistern!

Ihre

Henriette Reker

Oberbürgermeisterin der Stadt Köln

Sehr geehrte Damen und Herren,

lassen Sie mich zunächst einige Bemerkungen zur Lage machen, die uns alle erfasst und beschäftigt: Die Kultur in Zeiten von Corona.

Kunst ist kein beliebiges Freizeitvergnügen. Damit würd man dem Anspruch unseres Landes und unserer Verfassung, »Kulturstaat« zu sein, nicht gerecht. Kultur ist Lebenselixier der Demokratie — in Diktaturen wird die Kunst unterdrückt, weil sie, wie Friedrich Schiller gesagt hat, »eine Tochter der Freiheit« ist. Nicht wenige Menschen sind heute ängstlich und verunsichert und gehen irgendwelchen Rattenfängern auf den Leim. Kunst und Kultur geben Orientierung, sind anstößig und stoßen an, sind zukunftsorientiert und weltoffen. Gustave Flaubert hat es einmal wunderbar auf den Punkt gebracht mit den Worten, Kultur sei eine »subventionierte Revolte«. Wir brauchen sie. Gerade jetzt, wo wir sie vermissen, wird uns besonders bewusst, was sie bedeutet. Ich erinnere mich an die düstere Nachkriegszeit. Für viele Menschen, die frierend in ungeheizten Konzertsälen saßen, war sie Seelentrost.

Von den Folgen der Corona-Pandemie, einer Jahrhundert-Katastrophe, sind Kultureinrichtungen und Künstler*innen in hohem Maße betroffen. Besonders trifft es all diejenigen, die auf ein Publikum angewiesen sind — aber nicht nur diese. Die Einschränkungen der Spielstätten erfolgten von März bis heute in unterschiedlicher Form und Intensität. Ob diese Einschränkungen, vor allem die totale Schließung, zur Bekämpfung notwendig sind, da sind Zweifel erlaubt. Entscheidend ist aber offenbar das Ziel, Begegnungen von Menschen zu reduzieren. So verfahren auch unsere europäischen Nachbarstaaten und Staaten weltweit. Von Gerichten ist der Teil-Lockdown in Deutschland — auch in Hinblick auf die Kultur — bisher nicht aufgehoben worden.

In dieser Situation ist aus unserer Sicht, also aus Sicht der Kulturverbände des Landes NRW, folgendes wichtig: Es müssen kontinuierlich die Folgen benannt werden — die materiellen und die immateriellen. Und das muss auch öffentlich geschehen. Das ganze Netzwerk von Hilfen muss sichtbar gemacht werden, die genauen Kriterien im Hinblick auf ihre Wirksamkeit überprüft und der Kulturszene vermittelt werden. Der Kulturrat NRW bietet bereits seit April ein Beratungsprogramm an, das stark nachgefragt wird.

So sehr öffentliche Aufrufe prominenter Künstler helfen, umso ärgerlicher ist, wenn diese vom Stand der Dinge keine Kenntnis haben oder die vielfältigen Hilfsprogramme arrogant beiseite wischen.

Eine Reihe dieser Kritikerinnen und Kritiker aus dem Kulturbereich sollte auch den Blick auf andere betroffene Bereiche richten. Ich habe als Kulturpolitiker jahrzehntelang für die Kultur auf allen staatlichen Ebenen gekämpft, aber immer im Bewusstsein, dass ich die Zustimmung der Mehrheit benötige. Um die muss man werben. Ich habe den Eindruck, dass diese Kritiker*innen gar nicht wissen, wie politische Entscheidungen

in Parlamenten zustande kommen, und auch nicht bedenken, wie leicht entzündbar das Unbehagen eines Teils der Bevölkerung an bestimmten Formen — beispielsweise zeitgenössischer Kunst — ist. Dann heißt es schnell: »Wer das will, soll es gefälligst selbst bezahlen.« So argumentiert auch die AfD. Sie führt einen Kulturkampf von rechts, der durchaus in bestimmten Bevölkerungskreisen Zuspruch erhält. Denn es ist nach wie vor eine Minderheit, die am Kulturleben teilnimmt. Der Einsatz für die Belange der Kulturschaffenden muss unbedingt in dem Bewusstsein geschehen, dass wir die Solidarität der Gesellschaft nur einfordern können, wenn wir selbst solidarisch sind. Es erschreckt mich, wenn eine prominente Intendantin von »autoritären« Entscheidungen der Regierung spricht. Wir leben in einer funktionierenden Demokratie. Hüten wir uns also vor einer Selbstisolierung der Kultur. Um es deutlich zu sagen: Verantwortungsbewusstsein ist neben Freiheitsbewusstsein ebenso gefordert.

Nur zögerlich sind anfangs Hilfsprogramme in Gang gekommen, die die negativen Folgen der Corona-Pandemie abfedern sollen. Nun ist ein ganzes Netzwerk von Bundes- und Landeshilfen entstanden. Die Kultur ist als einziger Politikbereich im Bund mit einem Sonderprogramm, dem Neustart Programm, mit einer Milliarde Euro bedacht worden, das schon überzeichnet ist. Es geht nicht nur um Hilfen für kulturelle Einrichtungen, sondern vor allem um die Sicherung des Lebensunterhalts von Künstlerinnen und Künstlern.

Wir haben die Landesregierung in NRW bewegen können, das Stipendienprogramm mit 100 Millionen Euro (etwa 14.500 Künstler*innen erhielten schnell und unbürokratisch 7000 Euro) und das Stärkungsprogramm für kulturelle Einrichtungen mit 85 Millionen Euro zu beschließen. Der normale Kulturhaushalt NRW ist in den letzten drei Jahren von 200 Millionen auf 315 Millionen im nächsten Jahr angestiegen. Die Corona-Hilfen umfassen bis jetzt 220 Millionen Euro, nicht gerechnet die umfangreichen Hilfen für den Kultursektor durch andere Ministerien, u.a. durch das Wirtschaftsministerium. Jetzt geht es darum, die Anschlussförderung ab Januar zu sichern.

Mit sehr großer Sorge erfüllt mich die künftige Kulturfinanzierung durch die Kommunen, die in NRW ca. 80 Prozent der Gesamtförderung verantworten. Wenn sie nicht durch Bund und Länder weiter entlastet werden, wird die Kulturförderung leiden. Pauschale Kürzungen des Kulturhaushalts sind schon in einigen Kommunen, z.B. in München, angekündigt.

Corona hat Schwächen in unserem Sozialsystem sichtbar gemacht, die vorher nicht erkannt wurden. Ich meine die unzureichende soziale Absicherung der Selbstständigen, also auch der Künstlerinnen und Künstler. Dem suchte die Politik auch durch Öffnung der Arbeitslosenversicherung gerecht zu werden. Doch diese war auf die künstlerspezifische Situation nicht eingestellt, trotz laufender Verbesserung der

Zugangsbedingungen. Aber wir werden auf diese Hilfe nicht verzichten können. Diskutiert wird jetzt ein Bürgergeld für alle Solo-Selbstständigen im Rahmen der Arbeitslosenversicherung. Die Künstler-sozialversicherung, die in diesem Zusammenhang ebenfalls ins Gespräch gebracht wurde, ist dafür nicht das richtige Instrument.

Wir haben allen Anlass, über die Zukunft der Kulturpolitik nachzudenken. Das war schon vor Corona geboten, aber ist es jetzt umso mehr. Der Kulturrat NRW bereitet zurzeit für April eine Konferenz zu diesem Thema vor — gemeinsam mit dem Städtetag NRW und den beiden Kultursekretariaten sowie in engem Kontakt mit dem Deutschen Kulturrat.

Im Kern geht es darum, den Strukturwandel in der Gesellschaft zu analysieren und ihm gerecht zu werden. Dazu gehören auch die Erfahrungen, die während der Pandemie gewonnen wurden.

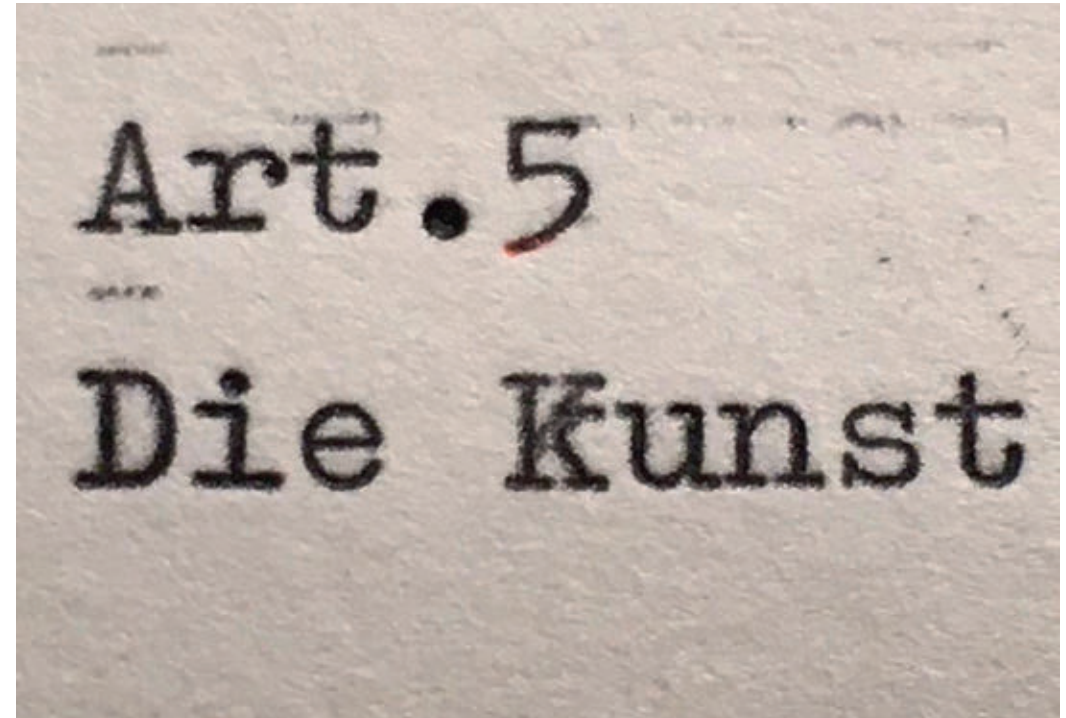
Offenbar gehen wir in düstere Monate. Sehen wir aber auch das Positive der Krise: Schon lange nicht mehr ist das Bewusstsein für die Bedeutung der Kultur so lebendig gewesen wie heute. Neue Energien wurden frei, neue Kreativität, neue Formate auch unter Nutzung des Digitalen, Experimentierlust, Selbstbehauptungswille. Die Krise weckt auch Kräfte. Mut zur Zukunft — das ist das Gebot der Stunde.

Wichtig ist in diesen Zeiten, dass aber auch von bürgerschaftlichem Engagement getragene Institutionen wie der KunstSalon trotz all der Einschränkungen Kultur und Kunst weiterhin unterstützen. Ich habe mit großer Zustimmung verfolgt: Künstler*innen zu fördern ist eine elementare Aufgabe des KunstSalon. Es ist deshalb begrüßenswert, dass Stipendienprogramme wie das Villa Aurora-Stipendium fortgeführt werden und der KunstSalon-Theaterpreis im Sommer vergeben werden konnte.

Der KunstSalon hat auch das Ziel, Kunst gemeinsam zu erleben und zu genießen. Neue Formate müssen in Zeiten der Pandemie, wo persönliche Kontakte nur eingeschränkt möglich sind, entwickelt werden (wie z. B. der monatliche jour fixe nun auch digital erfolgt) — damit die Auseinandersetzung mit Kultur lebendig bleibt.

Der KunstSalon hat sich zu einem unverzichtbaren Forum des kulturellen Disputs, der kulturpolitischen Meinungsbildung und der Künstlerförderung in unserer Stadt entwickelt. Möge er unbeschädigt durch diese schweren Zeiten kommen. Wir brauchen ihn. In diesem Sinne Ihnen allen die besten Wünsche für die Zukunft.

Gerhart Baum
Vorsitzender Kulturrat NRW



Wie frei ist die Kunst?

Absagen statt Aushalten: Wie frei ist die Kunst?

Wie gehen wir mit homophoben, antisemitischen, sexistischen Texten in der Kunst um — wie z. B. im Rap? Oder mit Regisseuren, die der Vergewaltigung angeklagt wurden — wollen wir deren Filme noch sehen? Warum fällt es schwer, Kunstwerke unabhängig von der Intention oder dem Lebenswandel ihrer Urheber zu betrachten? Werden Geschmacksurteile mit moralischen Vorwürfen vermengt? Es gibt immer Forderungen, Kunst abzuhängen, Schauspieler aus Filmen herauszuschneiden, Filme zu verbieten. Absagen statt aushalten? Was ist los in der Kunst? Ist die Kunst nicht frei?

Zum zweiten Mal diskutierten wir im KunstSalon über die Frage »Wie frei ist die Kunst?« mit einem hochkarätig besetzten Podium im Rahmen des »Forum Kultur« des KunstSalon. Mit der neuen Diskussionsreihe »Forum Kultur« greifen wir aktuelle kulturelle und kulturpolitische Debatten auf, um uns darüber zu verständigen, was in, mit und außerhalb der Kunst passiert.

Mit der Philosophin und Journalistin Catherine Newmark, mit Deutschlands berühmtesten Comiczeichner Ralf König sowie dem Musikjournalisten Jens Balzer diskutierte der Moderator Jörg Biesler

darüber, was es mit der Cancel Culture, mit vermeintlichen Sprechverboten und Aufrufen zu Boykotten auf sich hat.

Ralf König, bekannt geworden mit dem Comic »Der bewegte Mann«, erzählte, wie perplex er war, dass ihm als schwulem Comiczeichner plötzlich aus den eigenen Reihen, von der queeren Szene, vorgeworfen wurde, er sei rassistisch. Er gestaltete in Brüssel im Rainbowhouse ein großes Wandbild mit seinen typischen Figuren, die plötzlich als rassistisch und transphob bezeichnet wurden. Er, der mit seinen Comics einen großen Beitrag zur Liberalisierung der Schwulenbewegung leistete, sieht sich plötzlich von einer jungen, queeren Bewegung als »alter, schwuler Mann« diffamiert, dessen Werk nicht mehr gezeigt werden sollte.

Ein Beispiel unter vielen. Catherine Newmark beobachtet bei den ganzen Skandalen und aufgeregten Debatten gerade auf der eher linken Seite verschiedene Formen, die unpräzise alle unter dem Label »Cancel Culture« verhandelt werden. Es gibt das Phänomen, dass die »Revolutionskinder ihre Väter auffressen« (die nachfolgende Generation will die Leistung der Vorgänger nicht anerkennen), es gibt Proteste gegen politische Einstellungen (wie z. B. bei Lisa Eckhart oder Dieter Nuhr) und es gibt Anschuldigungen gerichtlicher Natur, die auch justiziabel sind wie z. B. bei Roman Polanski.

Jens Balzer wiederum hat sich in seinem Buch »Pop und Populismus« mit diesen Fragen beschäftigt und gewann den Eindruck, dass sich gerade in der Popmusik vieles nach rechts bewegt. Als Beispiel führte er die Echoverleihung an Kollegah und Farid Bang an, die in einem Song Auschwitz-Insassen verhöhnten, und fand viele andere Beispiele für antisemitische, rassistische Texte in der Popmusik. Aber oftmals lösen diese Vorfälle keine große Empörung aus im Gegensatz zu den kleinteiligen Auseinandersetzungen der eher linken Szene. Diese Ungleichzeitigkeit

des Wegschauens, Desinteresses auf der einen Seite und der Hypersensibilität auf der anderen Seite ist ihm ein Rätsel.

Wie sind diese Phänomene zu bewerten? Catherine Newmark meint, viele der Fälle, über die in der letzten Zeit — von links wie von rechts — diskutiert wurde, haben auch mit einer Art Geschichtsvergessenheit zu tun. Dieses bestätigt auch Ralf König, der die Erfahrung macht, dass sein gesamtes Werk von seinen Kritikern nicht zur Kenntnis genommen wurde und sie seinen emanzipatorischen Ansatz nicht kannten. Kommt es gerade in linken, progressiven Kreisen zu einer Art Selbstzerfleischung? Catherine Newmark beobachtet, dass man sich gerade in progressiven Kreisen zu sehr auf Empörung verlegt und sich nur mit sich selbst beschäftigt, anstatt auf Inklusion zu setzen. Jens Balzer wünscht sich ebenfalls eine Debatte, die sich über die Generationen hinweg für die offene Gesellschaft einsetzt. Er sagte: »Erst mal muss es den liberalen emanzipatorischen Kräften darum gehen, die offene Gesellschaft zu verteidigen.«

Es ist alles nicht so einfach und es zeigt sich: Wir müssen reden! Das werden wir weiterhin tun und setzen das Gespräch im Rahmen des Formats »Forum Kultur« fort.

Die Diskussion fand in Kooperation mit »Einnischen!«, dem Debattenformat der Körper-Stiftung statt, mit der Unterstützung der Imhoff-Stiftung und dem Kulturamt der Stadt Köln. Wir danken herzlich für die Unterstützung!



Catherine Newmark, Foto: Johanna Rübel
Ralf König, Foto: Barbara Dietl
Jens Balzer, Foto: Wolf-Dieter Tabbert

Wunderkammer statt Rumpelkammer

Im Gespräch mit Holger Noltze

Im Juni war Holger Noltze im jour fixe des KunstSalon zu Gast. Er ist Professor für Musik und Journalismus an der TU Dortmund, Musikjournalist (DLF und WDR), Moderator der Sendung »West.art Talk«, Autor von zahlreichen Büchern wie zum Beispiel »Die Leichtigkeitlüge« und Begründer der Plattform für klassische Musik »takt1«. Wir sprachen mit ihm über Kunst und Kultur im Internet, über ästhetische Erfahrung in der digitalen Welt — gerade unter Corona-Bedingungen ein sehr aktuelles Thema.

Sie haben vor kurzem das Buch »Worldwide Wunderkammer. Ästhetische Erfahrung in der digitalen Revolution« veröffentlicht. Es geht darin um die Vermittlung von Kultur im Internet. Als Sie noch nicht den letzten Satz geschrieben hatten, kam mit Corona der

Lockdown. Hatten Sie mit dem Thema eine Punktlandung gemacht? Ja, das war eine merkwürdige Koinzidenz. Da war die letzte Seite nicht mehr zu schreiben, sondern nur noch Korrektur zu lesen und ich saß da und fragte mich: Musst du jetzt alles neu schreiben? Was heißt das? Und das Schöne ist, dass ich nach kurzer Schockstarre dachte: Nein, es ist eine Zuspitzung dessen, was vorher beschrieben worden ist. Und ich habe zwei Dinge gemacht, ich habe am Anfang eine Fußnote hinzugefügt und den Schluss noch einmal etwas anders gestaltet. Ich habe am Ende entschieden, mit einem optimistischen Blick zu enden. Die letzten Worte lauten: »Was sonst?« Weil ich der Meinung bin, dass wir ohne Optimismus gar nicht weiterkommen. Optimismus allein wird uns nicht helfen, aber ohne den Glauben, dass man etwas tun kann, etwas Richtiges

tun kann, könnte ich nicht umgehen. Ich habe bei Jonathan Franzen gelesen, es sei eigentlich zu spät, wir haben es vermasselt. Aber ich denke, er hat es als Weckruf verstanden und nicht als »Jetzt können wir einpacken.« Einpacken will ich nicht, ich bin das Risiko eingegangen, weiterhin optimistisch zu sein. Aber das war schon so ein Moment.

Welcher Grundgedanke steckt hinter Ihren Überlegungen zum Zusammenhang von Digitalisierung und Kultur? Ich muss einmal zurückhüpfen zu dem anderen Buch »Die Leichtigkeitslüge«. Das kam aus der Unzufriedenheit über das Vermittlungsgeschehen in der Kultur. Darüber wurde immer viel geredet und vor allen Dingen hatte ich den Eindruck, man hat sich viel auf die Schultern geklopft und sich sehr viel zugutegehalten über die Vermittlungsarbeit, die man in der Musik, in der Literatur und in der Kunst macht. Mein Unbehagen war gewachsen, dass doch manches, das, worauf es eigentlich ankommt, mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Daraus entwich die Idee, einen Essay zu machen, der kritisch damit umgeht, der dieses Unbehagen an diesem Vermittlungsgeschehen formuliert. Das war das Thema von »Die Leichtigkeitslüge«.

Zehn Jahre danach stellt sich die Frage: Wo stehen wir denn jetzt? Auch durch die Tätigkeit an der Uni, wo ich mit der nächsten Generation an Vermittlern und Musikjournalisten arbeite, sehe ich immer stärker die Auswirkungen der digitalen Revolution. Sie war vor zehn Jahren schon im Gange und absehbar, aber sie hat uns doch sehr viel mehr im Griff, als damals zu vermuten war. Daraus entstand die Idee der »Leichtigkeitslüge zweiter Teil«. Jetzt reden wir doch noch mal darüber, was ästhetische Erfahrung ausmacht unter den Bedingungen der Digitalisierung, im Internet, in der digitalen Revolution. Das war der Ausgangspunkt.

Kommen wir auf den Titel. Es heißt »World Wide Wunderkammer«? Warum nicht »World Wide Rumpelkammer«? Was man hier sehen kann, ist die gleichzeitige Anwesenheit von allem Möglichen. Ich sehe Tiere, ich sehe Schriften, Instrumente, Objekte aller Art, alles nebeneinander. Für mich ist die Idee der Wunderkammer, die aus der Renaissance kommt und im Barock gepflegt wurde — es gibt auch noch die eine oder andere Wunderkammer in der wirklichen Welt, z. B. in den Frankeschen Stiftungen in Halle — der verrückte Versuch, vor der Erfindung des Museums, so wie wir es heute kennen, die Fülle der Welt in einem Raum zusammen zu bringen. Aber die Fülle der Welt ist zuerst einmal das, was ungeordnet ist. Das ist die Brücke zum World Wide Web, es ist alles da, aber es ist nebeneinander da. Aber bei dem Vielen, was in diesem Netz zu finden ist, ist nicht nur Schönes und Wunderbares, sondern auch Schreckliches.

Das Zulassen von Vielfalt benötigt eine gewisse Toleranz des Verschiedenartigen, gepaart mit der Neugier auf diese Objekte. Das scheint mir eine richtige Haltung zu sein,



Das Museum Wormianum des Ole Worm, 17. Jahrhundert, Musei Wormiani Historia

um mit der Überforderung, die das Internet bedeutet, halbwegs umgehen zu können. Mit der Haltung einer freundlichen Einlassung und möglicherweise geleitet durch Kräfte des Guten, die mich zum guten Inhalt hinführen und die die Überfülle begrenzen. Das ist der Ausgangspunkt meines Optimismus, ich möchte, dass wir das Gute entdecken und das Internet nicht denen überlassen, die es benutzen für ihre Zwecke. Mit Hass, mit Pornografie, mit Gossip oder mit Banalität aller Art, die uns ermüdet, und das zu Recht. Das ist der Hauptweckruf, den ich starten wollte: Guckt doch mal, was mit diesem Medium geht.

Es ist ja evident, dass das Internet nicht per se böse ist. Es kommt darauf an, wie wir es benutzen. Ein Lieblingsbeispiel: Ich beschäftige mich ja nicht nur mit Musik, überwiegend mit klassischer Musik, sondern auch mit Medien, und wenn man in die Mediengeschichte guckt, ist einer der faszinierendsten Romane »Don Quijote«. Das ist die Geschichte eines Mannes, der zu viele Bücher gelesen hat. In diesem Roman wird erzählt, was es mit seinem Kopf macht: Das Hirn wird mürbe und er kann nicht mehr unterscheiden zwischen der Wirklichkeit und den Ritterromanen, die er konsumiert hat. Da muss er auf Windmühlen losgaloppieren und denken, das seien Riesen und er fällt vom Pferd usw. Was erzählt uns Cervantes eigentlich? Es ist eine ironische und unglaublich tiefe Medienkritik, eine Kritik, die das damals neue Medium, das gedruckte Buch, erst einmal missversteht. Den Prozess in Gang zu setzen und weiterzudenken, das würde ich gerne zur Sache derer erklären, die sagen: »Aber wir haben doch einen guten Inhalt, der es wert ist, gesehen zu werden.«

Viele sagen, live sei doch viel besser, erst dann könne sich die Aura eines Kunstwerkes entfalten. Man denke an Walter Benjamins »Das Kunstwerk im Zeitalter

seiner technischen Reproduzierbarkeit« und seinen Begriff der Aura. Funktioniert es mit der Aura eines Kunstwerkes im Internet? Diesen Begriff würde ich natürlich nicht in die Rumpelkammer tun. Ich würde aber den Begriff Aura etwas problematisieren. Z. B. Videokunst: Ist die Videokunst notwendigerweise an den Ort des Museums gebunden oder kann ich sie nicht auch auf einer Online-Plattform sehen? Eine Seite, die ich faszinierend finde, ist UbuWeb, da gibt es alles mögliche Material und auch Videokunst: Ist das jetzt Aura oder ist das jetzt nicht Aura? Darüber kann man ja eine gute Diskussion führen. Ein anderes wirklich gutes Beispiel, was ästhetische Erfahrung in der Sphäre des Digitalen ausmachen kann, ist für mich das Städelmuseum in Frankfurt, die digitale Sammlung (sammlung.staedelmuseum.de). Wenn Sie die noch nicht besucht haben, sollten Sie das mal machen und sich Zeit nehmen, denn man verliert total das Zeitgefühl. Warum? Das ist natürlich ein klassisches bürgerliches Museum mit vielen Bildern an der Wand, die man abfotografieren und ins Netz stellen kann. Erst einmal kann jedes Museum zeigen, was es hat, und macht es auch gerne. Das Tolle bei der digitalen Sammlung des Städel ist, dass dort eigentlich nach ganz verschiedenen Verfahren aufgeschlossen wird. Erst einmal kriege ich Metadaten, Informationen. Das kriege ich im Museum auch hin, aber ich kriege unter Umständen ein kleines Statement des Künstlers mit einem Video und kann den Künstler sehen, ich kriege mehr mit, als wenn es nur ein Text wäre. Ich bekomme eine ikonografische Analyse dessen, was da zu sehen ist. Wenn Sie irgendeinen entlegenen Begriff, sagen wir mal »Stuhlbein« oder »Wäscheklammer« oder »Haarspange« eingeben, dann könnten Sie eine Kunstgeschichte der Haarspange sehen von Vermeer bis Polke. Wenn ich mir diese Bilder angucke, kriege ich neue Informationen, ich habe das

wirklich im Selbstversuch probiert und es ist fantastisch. Man kommt von einem zum anderen, und zwar, indem man nicht durchs Museum geht, sondern zu Hause sitzt, das Ganze in guter Auflösung und in guter kurativer Qualität. Das haben Leute nicht mit Algorithmen gemacht, das ist nicht der Algorithmus: »Du hast das gekauft oder das bestellt«, die Wertschöpfung des Internets, sondern da haben Menschen dahinter gesessen und fragten, wo könnte da ein interessanter Zusammenhang sein? Die Möglichkeit der Verlinkung generiert aber eine neue Dimension der ästhetischen Erfahrung, wie ich von A nach B komme, das kann fast wie ein Rausch sein, dass man immer weiter gucken will und das ist für mich ein gutes, aber seltenes Beispiel.

Noch einmal zur Aura: Nein, ich würde nicht die analoge gegen die digitale Sammlung ausspielen, sondern würde sagen, wenn ich mich ein paar Mal in der Sammlung Städel verloren habe, wird doch mein Appetit, diesen Dingen einmal persönlich gegenüber zu treten, geweckt, um zu gucken, ob die auch antworten. Übrigens, auch ein nicht so einfaches Thema: Ich weiß nicht, ob Sie den Moment kennen, wenn Sie in ein Museum gehen, das Sie gut kennen. Ich kann mich an einen Tag erinnern, wo ich mich auf Velázquez im Prado gefreut habe — und die Dinge haben nicht gesprochen. Das lag an mir, logisch. Die Bilder waren ja da, aber da hat es mit der Aura mal nicht so gut geklappt. Wir sind nicht immer gleich rezeptiv. Ich glaube, dass die Erfahrung im Digitalen wohl den Hunger stimuliert und man das dann ausprobieren möchte. Und dann kommen wir zu all den Menschen, die nicht in Frankfurt wohnen, sondern irgendwo anders, die dürfen die Sammlung des Städel aber auch benutzen. Solche Chancen des Partizipativen, teilhaben zu können an dem, was es alles gibt, wirken auf mich einfach stärker. Natürlich wird uns gerade wahnsinnig viel

angeboten, was Musik angeht. Ich glaube aber, dass ein Live-Ereignis, ein Live-Stream, die Anwesenheit im Raum nicht ersetzt, weil es eine andere Erfahrung von Musik im Raum ist. Warum? Weil man dabei ist, wie es entsteht, und wenn es entsteht, dann ist der Horizont offen und dann gibt es die Möglichkeit, das etwas toll wird oder normal, oder vielleicht sogar scheitert. Die Spannung, die darin liegt, die Verfertigung von Kunst zu erleben und dabei zuzuschauen, kann ich nicht ersetzen. Eine Studierende hat mich darauf hingewiesen, die über das, was sie »liveness« nennt, forscht: Es ist die Dimension des live dabei Seins. Da ist ein gut gemachter Live-Stream nicht so gut wie ein Konzert im Saal, aber es ermöglicht, bei der Entstehung dabei zu sein und es hat zusätzliche Vorteile, dass ich z. B. den Dirigenten von vorne sehen kann. Das ist interessant, wenn man im Gesicht das Stück verfolgen kann.

Es entwickeln sich in der Corona-Zeit viele neue Formate — bekannt ist Igor Levit, der aus seinem Wohnzimmer jeden Abend um 19.00 Uhr ein kleines Konzert gibt. Werden solche Formate Bestand haben? Die Wohnzimmerkonzerte waren natürlich ein Ausdruck des Moments und sie haben den Reiz, dass wir sehen, was Igor Levit sich für Kunst aufhängt und was er trägt, wenn er nicht Konzertkleidung trägt. Die technische Qualität war so so, aber das wird aufgehoben, weil er ein toller Pianist ist und ich in sein Wohnzimmer reingucken darf. Es ist die Geste selbst, wir schaffen eine Gemeinschaft über das Netz. Das ist erst mal gut. Irgendwann verliert es sich und dann stellt sich die Frage, in welcher Qualität bin ich dabei, was die Audio- und die Videoqualität angeht. Und natürlich auch, da es allerhand Wohnzimmerkonzerte gab, was die künstlerische Qualität angeht: Die Überflutung mit dem, was weniger gut ist als Igor Levit, erzeugt eher Überdross. Woran ich aber schon glaube,

und das muss ich auch glauben, weil ich die Online-Plattform »takt1« mitbetreibe, ist ein Abonnementsystem. Um mal kurz von der Ökonomie zu reden: Da wird investiert in die Hoffnung darauf, dass Menschen sagen, ich gebe jetzt 12 oder 15 Euro im Monat aus, um jeden Monat fünf Live-Konzerte zu sehen, Dinge in der Mediathek anschauen zu können und zusätzliche Geschichten zu bekommen. Kann so ein Modell Erfolg haben? Ja, ich glaube, es kann, weil jetzt in dieser Phase viele Menschen, die sich für klassische Musik interessieren, durch die Notwendigkeit, weil es jetzt keine frische Ware gibt, ausprobieren haben, wie es geht und vielleicht eine gute Erfahrung gemacht haben. Und gemerkt haben erstens, es gibt tolle Musik und zweitens, es ist eine würdige Form der Rezeption, wenn ich es über den Bildschirm sehe. Ich kriege das technisch gut vermittelt, vielleicht noch ein bisschen zu der Kunst dazu geliefert und das ist es mir wert. Und wenn mehr Menschen eine gute Erfahrung damit ge-

macht haben, entsteht ein Markt. Mir geht es darum, dass sich diese Initiativen tragen können. Bei »takt1« ist es privates Geld, nicht öffentlich-rechtliches Geld, weshalb ich mich manchmal ein bisschen ärgere über die Hochnäsigkeit des öffentlich-rechtlichen Systems, aus dem ich ja komme, das sagt, wir haben das gepachtet. Bei uns ist das ein echtes Investment, das ein Angebot macht und hofft, von ausreichend vielen wahrgenommen zu werden, damit ein Rückfluss entsteht. Aber auch andere Konzerthäuser, die natürlich in einer schwierigen Lage sind, jetzt die Kommunikation mit ihrem Publikum aufrecht zu erhalten, streamen gratis ohne Ende. Selbst Igor Levit, der immer der Gute ist, hat schon einige Kritik von Kollegen abbekommen, weil er das alles gratis gemacht hat. Ich finde es auf Dauer fatal, wenn wir die Erbringung künstlerischer Leistungen — Höchstleistungen — unter der Rubrik »kostet nix« anbieten. Das ist eine Fatalität des Internets, das uns eigentlich von Anfang an gelehrt hat: Alles, was hier passiert, ist gratis, »danke für den Daumen«. Wir werden keinen Journalismus mehr haben und wir werden vieles nicht mehr haben, wenn es nicht Geschäftsmodelle gibt, die sich auch tragen. Wenn wir nicht lernen, für einen guten Artikel ein bisschen Geld zu bezahlen, wie für die Zeitung, die ich früher auf Papier gelesen habe. Das ist ein ganz wesentlicher Punkt. »takt1« ist die Idee, all diese Vorstellungen einmal zusammen zu bringen, den Menschen nicht nur die Teilhabe an einem interessanten symphonischen Konzert oder Kammerkonzert zu ermöglichen, sondern eben auch mit allen Mitteln des Internets, auch mit allen Mitteln des Musikjournalismus, diese Dinge zu beleuchten und ihnen Kontexte zu geben, die sich auch einem breiteren Publikum erschließen.

Das Gespräch führte Ulla Egbringhoff
Büroleitung



Holger Noltze.
»World Wide Wunderkammer. Ästhetische Erfahrung in der digitalen Revolution.«
Edition Körber 2020

»Das Mädchen aus der Severinstraße«

Im Gespräch mit Annette Wieners

Mit der Kölner Autorin und Journalistin Annette Wieners sprachen wir im Oktober über ihren Roman »Das Mädchen aus der Severinstraße«. In diesem Roman erzählt sie von zwei Frauen, von Enkelin und Großmutter, die nach dem Tod des Großvaters Geld und Gold im Haus finden. Sie wissen nicht, woher dieses Vermögen stammt und begeben sich auf Spurensuche. Wie Familiengeschichte mit der Geschichte des Nationalsozialismus verbunden ist, war Thema ihres Besuchs bei unserem digitalen jour fixe.

Ihr Roman fand gerade in Köln große Aufmerksamkeit. Worum geht es? Der Roman handelt von Maria Reimer, einem Mädchen aus der Kölner Südstadt, sie ist zu Beginn der Geschichte siebzehn Jahre alt, wir schreiben das Jahr 1936, die Nazis haben sich in Köln schon ausgebreitet. Sehr viele Kölner sind begeistert von der Naziideologie und Marias Vater hat sie aus der Schule genommen, weil er mit denen nicht einverstanden ist. Sie langweilt sich schrecklich zu Hause und beschließt, sich heimlich zu bewerben. Da steigt das Buch ein. Sie fährt heimlich nach Düsseldorf, um sich dort als Fotomodell zu bewerben und bekommt auch tatsächlich diesen Job. Was sie allerdings nicht ahnt, ist, dass sie als das Gesicht der Nazis eingeplant ist. Und als sie das bemerkt und realisiert, welche Konsequenzen dies hat, ist es schon zu spät, um einfach wieder auszusteigen. Sie beschließt eine Gratwanderung zu machen, halb auf das Atelier einzugehen, halb sich dem zu widersetzen und sich irgendwie durchzumogeln. Das funktioniert aber alles immer weniger, so dass sie immer mehr in die Konflikte hineingerät, auch in die Auseinandersetzung, welche moralische Verantwortung sie hat,

sich dem Alltags-Nazitum zu widersetzen und welche Verantwortung sie hat, um sich selbst und ihre Familie zu schützen.

Es wird auf zwei Zeitebenen erzählt, einmal Maria Reimer mit siebzehn, von 1936 bis in die Kriegszeit hinein, es spielt in Köln, in Düsseldorf, zum Teil in Reims, in Frankreich, und die zweite Zeitebene spielt in Köln und Reims in der heutigen Zeit und wird aus Sicht der Enkelin erzählt.

Die Geschichte hat etwas mit ihren eigenen Großeltern gemein. Was genau? Meine Großmutter hieß eben auch Maria Reymer, mein Großvater hieß Heinrich, und Maria Reymer — im echten Leben mit y geschrieben — war tatsächlich ein Mädchen aus der Südstadt, das nicht arbeiten durfte und sich heimlich als Fotomodell in einem Atelier in Düsseldorf beworben und den Job bekommen hat. Auch ihr Vater hat ihr einen Strich durch die Karriere gemacht, allerdings unter ganz anderen Umständen. Die reale Geschichte hat sich in den 1920er Jahren abgespielt und ich habe sie in die 1930er und 1940er Jahre verlagert. Ich erzähle also nicht die Geschichte meiner Großmutter, ich nehme bestimmte Ereignisse aus ihrem Leben zum Anlass, um auch Köln zu porträtieren.

Interessant ist, dass ein weiterer Strang aus dem realen Leben gegriffen ist. Die Enkelin und die Großmutter entdecken in dem Haus eine Menge Geld und Gold, das jahrzehntelang verborgen war. Das mutet eher erfunden an. Das würde ich auch glauben, wenn ich das in einem Buch lesen würde, aber das ist tatsächlich so gewesen. Ich habe mit meiner Großmutter in den 1980er Jahren das Haus aufgeräumt, nachdem mein Großvater gestorben war.

Ich weiß es noch wie heute, als ich den Teppich im Wohnzimmer aufgerollt habe, da kamen die Tausendmarkscheine zum Vorschein. Wir haben dann das ganze Haus abgesucht, kleine Verstecke gefunden, in denen er Goldstücke und Goldbarren deponiert hatte. Ich ging damals noch zur Schule und habe nur gestaunt, was da passierte. Das war ja wie im Märchen. Meine Großmutter war nur wütend und sauer, dass sie von ihrem Ehemann belogen worden war, der war nämlich ziemlich knauserig gewesen und hat sie kurz gehalten, und jetzt begriff sie plötzlich, das wäre nicht nötig gewesen. Das hat sich mir eingepägt, diese jahrelange Verbitterung. Sie hat in dem Moment beschlossen, ich gebe dieses ganze Geld aus, aus Rache an meinen Ehemann. Ich werde wahrscheinlich achtzig, und ich werde so viel ausgeben, damit am Ende auch wirklich alles weg ist. Sie hat es tatsächlich geschafft, und als sie achtzig wurde, haben wir ein großes Fest gefeiert im Krefelder Hof mit der ganzen Großfamilie. Danach war sie pleite, es war nichts mehr übrig. Sie hat noch ein paar Jahre gelebt und wohnte am Ende verarmt im Souterrain bei meiner Cousine. Sie hat aber immer wieder diese Geschichte erzählt, wie zwei Männer ihr einen Strich durch ihr Leben gemacht haben. Erstens ihr



Annette Wieners, Foto: Annette Wieners

Vater, der ihr die Karriere als Fotomodell versaut hatte, und zweitens ihr Ehemann, der sie so angelogen hatte. Und diese beiden Eindrücke, am Ende des Lebens so zurückzublicken, haben mich ganz lange beschäftigt.

Sie erzählen viel über das Alltagsleben in der Nazizeit. Sehr spannend über Mode im Nationalsozialismus. Wir denken nicht sofort an Modefotografie in Verbindung mit dem Nationalsozialismus. War diese Perspektive auch neu für Sie? Vollkommen. Ich habe mich persönlich auch nicht für Mode interessiert, mir war nicht klar, welche große Bedeutung die Mode und Modefotografie für die Nazis hatte. Es gibt darüber auch nur sehr wenig. Ich habe eine Promotion gefunden, eine amerikanische Abhandlung über den Nazi-Chic, einen Aufsatz. Es gab vereinzelte Ausstellungen, die sich im Uniformbereich aufhielten, aber welchen Zweck die Mode für die Nazis erfüllen sollte, das war mir nicht klar. Und ich kann sagen: Wo ich auch angeklopft habe, war das Thema relativ unbekannt. Es gab z. B. die jüdische Fotografin Yva, die noch bis in die späten 1930er Jahren arbeiten durfte, bevor das Atelier dicht gemacht wurde. Sie musste dann als Röntgenassistentin in einem Krankenhaus arbeiten und hat ein schreckliches Ende gefunden. Das ist ein typisches Beispiel für eine Fotografenkarriere, denn die Nazis hatten die Vorstellung, dass sie die Frauen im deutschen Reich über die Modefotografie beeinflussen könnten. Ihnen schwebten bestimmte Frauenbilder vor, zu denen sich die deutsche Frau entwickeln sollte, dieser sportliche, sogenannte nordische Typ und dieser etwas entrückte, madonnenhafte Typ. Man hatte aber das Problem, Mode war mit Frankreich, mit Paris verknüpft, es gab die »Vogue« im deutschen Reich zu kaufen und man guckte auch nach Amerika. Das war den Nazis natürlich nicht recht und man versuchte, die Mode deutsch zu machen. Das war nicht

mehr die Mode, sondern es musste gesagt werden, es sei das deutsche Modefach, die Farbe »bordeauxrot« gab es nicht mehr, es gab »weinrot«. Magda Goebbels hat für kurze Zeit das deutsche Modeamt geleitet, es wurden auch verschiedene Institutionen aus dem Boden gestampft, um Nachwuchs für die Mode zu finden. Aber es hat letztlich alles nicht funktioniert. Einmal, weil die deutsche Frau sich überhaupt nicht in diese Schablonen pressen ließ, schon gar nicht mit diesen zwei verschiedenen Varianten von Frausein, und das andere war, dass die Mode aus Paris immer noch total angesagt war und man hörte nicht auf, diese Mode tragen zu wollen — was übrigens bei Magda Goebbels nicht anders war. Es gibt viele verschiedene Geschichten von ihr. Meine Lieblingsgeschichte ist, dass, als man die französische Mode schon gar nicht mehr erwähnen durfte, sie noch auf eine Haute Couture-Schau nach Paris gefahren ist und einem Modell die Knöpfe vom Kostüm gerissen hat, um diese Knöpfe mit nach Berlin zu nehmen. Jüdische Fotografen durften arbeiten in dieser Branche. Die Modebranche war die am spätesten arisierte Branche. Arisierung ist ein hässliches Wort, aber so nannte man es damals. Man fand nämlich keinen Ersatz. Das ging auf eine lange Tradition zurück, sie konnten nicht so leicht ersetzt werden. Also hat man einen Stufenplan ausgearbeitet: Man wird erst einmal die neuen Frauentypen einführen, die nur aus Deutschland kamen, dann wird man nur noch deutsche Hochmode zeigen, einfach die französischen Schmitte kopieren und deutsche Etiketten reinschneiden. Dann wollte man schließlich alle berühmten Modeschaffenden nach Berlin umsiedeln. Es war eine große Allee geplant, wo zum Beispiel auch Chanel und alle Modehäuser aus Amerika und aus Paris im deutschen Reich ihre Zentralen hätten und die Mode ganz groß rauskäme. Hitler war interessiert, er hatte auch einen eigenen

Modebeauftragten, der ihm unterstellt war. Es kam aber unter den Herren in Berlin zu einem enormen Machtgerangel zwischen dem Wirtschaftsministerium, das in der Mode hauptsächlich eine Quelle zum Geldverdienen sah, dem Propagandaministerium, das die Frauen beeinflussen wollte über die Zeitschriften und Bilder, und dann dem Modebeauftragten von Hitler.

Sie haben neben der Mode auch viel über das Alltagsleben in Köln und der Südstadt in den Archiven herausgefunden. Was hat Sie besonders berührt? Ja, es gibt zum Beispiel eine Zeitungsanzeige, da haben sich die Geschäftsleute wie Reißdorf oder das Fischgeschäft Nordsee aus der Severinstraße zusammen geschlossen. An einem Tag, am 30. Mai 1933, haben Geschäfte bekannt gegeben, dass sie rein arisch sind. Jüdischen Geschäftsinhabern und Angestellten wurden die Geschäfte zu einem Spottpreis abgekauft. Das Fischgeschäft Nordsee hat in der Zeitung bekannt gegeben: »Es ist geschafft, jetzt kann man wieder bei uns einkaufen, hier muss man keinem Juden begegnen.« Das fand ich erschreckend, dass an einem Tag so viele Geschäfte allein aus der Severinstraße sagten: Denkt deutsch, kauft deutsch.

Ich bin nicht ganz so ungebildet gewesen, was die NS-Zeit angeht, auch nicht, was Köln angeht. Ich bin zwar in Paderborn geboren, aber meine Familie kommt seit vielen Generationen aus Köln und ich war als Kind und als Jugendliche auch schon oft hier, aber welches Ausmaß das hatte, und vor allem schon früh in den dreißiger Jahren, das war mir nicht klar. Und ich denke, dass das Buch deshalb auch so starke Verbreitung gefunden hat, weil das Alltagsleben darin spürbar wird und man überlegen kann, wie hätte ich mich in der Situation verhalten. Das weiß ich aus vielen Reaktionen — viele Menschen waren betroffen von Dingen, von kleinen Vorfällen, die ganz schrecklich brutal

waren, die die Kölner damals aber gar nicht aus der Ruhe gebracht haben.

Geschichte ist nicht einfach abgeschlossen. Sabine Bode, auch eine Kölner Journalistin, hat wegweisende Untersuchungen über die Kriegskinder und Kriegsenkel veröffentlicht, die zeigen, wie sich die Folgen der Kriegereignisse auch bei den nachfolgenden Generationen bemerkbar machen. War das für Sie auch ein Thema? Während ich das Buch schrieb, habe ich immer mehr Erkenntnisse gewonnen, über mich und meine Familie, und mir ist da auch richtig klar geworden, wie meine Großeltern diese Zeit ausgeklammert haben, die aber in unsere Familie bis heute fortgewirkt hat. Mein Großvater hat sich komplett gewandelt, während ich das Buch schrieb und während ich recherchiert habe. Das war auch anstrengend. Ich kann sagen, dass ich zwischendurch mehrere Male einige Wochen Pause machen musste. Ich merkte, ich bin erschöpft, nicht nur über das, was ich über meine Familie, sondern auch über Köln erfahren habe. Ich habe mich in diesem Buch und in der Recherche auch mit dem rechtsrheinischen Köln beschäftigt, wo ich wohne und wo damals die Wirtschaft florierte. Das war der reiche, der angesagte Teil von Köln. Die Frankfurter Straße in Mülheim, die heute so oll ist; aber ältere Bürgerinnen und Bürger erzählen, dass man in dieser Zeit, in den 1930er und 40er Jahren, sonntags vom Linksrheinischen ins Rechtsrheinische ging, um auf der Frankfurter Straße spazieren zu gehen und wer Rang und Namen in Köln hatte, ging auf den Karnevalsball nach Köln Mülheim. Hier saß das Geld, hier saßen natürlich auch die Nazis, und es wurde fleißig mitgemacht. Ich bin so tief in die Recherche eingetaucht, dass ich, wenn ich hier spazieren ging, wusste, was da passiert ist. Das war sehr bedrückend, davon musste ich mich erst einmal wieder befreien, um weiter schreiben

zu können und den Roman zu einem Ende zu bringen. Das Ende, wie sich dann alles fügt in der Familie, wie es darin beschrieben wird, hat mit der Realität, mit meiner Familiengeschichte dann nichts mehr zu tun.

Sie mussten zwei unterschiedliche Bereiche zusammen denken: Auf der einen Seite das Geschichtsbuch, in dem die Fakten des Nationalsozialismus erläutert werden und auf der anderen Seite das Familienalbum. Wie bringt man beides zusammen? Ja, das waren zwei Entwicklungslinien während des Schreibens, die auch in den Roman eingeflossen sind. Ich hatte zwischendurch das Gefühl, fünf Bälle in die Luft geworfen zu haben und jongliere damit und hoffe, alle wieder auffangen zu können. Aber das Familienalbum und das Geschichtsbuch, das ist ein schönes Bild, wie kriegt man die zusammen? Und wie kriegt man das hin, vor allen Dingen für Menschen, die nichts damit zu tun haben? Ich habe mit dem Buch die Methode gewählt, ganz harmlos anzufangen — eine Siebzehnjährige, die Fotomodell werden möchte, das gibt es ja heute auch, damit können sich viele, auch jüngere Leute identifizieren, was sie zum Glück auch getan haben, und je weiter man in dieses Buch eintaucht, umso inhaltsschwerer wird es auch. Menschen lassen sich darauf ein. Das fand ich ganz toll. Auch gerade über die Reaktion, die ich von Jüngeren erhalten habe, habe ich mich unheimlich gefreut.

Das Gespräch führte Ulla Egbringhoff
Büroleitung

Podcast zum Buch mit weiteren Informationen, Tondokumenten und aktuellen Interviews unter: www.annette-wieners.de/derpodcast

Annette Wieners: »Das Mädchen aus der Severinstraße«, erschienen bei Blanvalet.



Sarah Szczesny, »An Invisible History (blue)« (2020),
Edition von 11 Unikaten, je 29,7 x 42 cm, signiert/datiert, je 650 €

Kunst kaufen – Kunst fördern

Als im März dieses Jahres klar wurde, welche Auswirkungen die Corona-Pandemie auf das gesellschaftliche und kulturelle Leben haben würde, hat der KunstSalon spontan mit der Einrichtung eines Hilfsfonds reagiert. Unterstützt werden sollten diejenigen der uns nahestehenden Künstler*innen, die es besonders hart getroffen hat, wegen fehlender Auftritts- oder Ausstellungsmöglichkeiten. Für viele der Bildenden Künstler*innen, unsere ehemaligen Stipendiat*innen, bedeuteten die ersten massiven Kontaktbeschränkungen nicht zwangsläufig eine große Veränderung der alltäglichen Arbeit. Was aber, wenn Ausstellungen, Messen und auch Jobs wegbrechen, Verkäufe ausbleiben, die Möglichkeit zu Netzwerken und weitere Pläne zu machen?

Die Arbeit wird trotz allem fortgesetzt, aber etwas zu verkaufen, war in der letzten Zeit schwierig. Und, dass Rücklagen bei Kunstschaaffenden eine Seltenheit sind, haben wir auch spätestens in den letzten Monaten gelernt. Gemeinsam haben wir dann überlegt, eine Edition zusammenzustellen, für die wir als KunstSalon werben möchten! Dabei geht es uns um die ganz direkte Unterstützung von Künstler*innen, die der KunstSalon teilweise schon eine Weile lang begleitet, deren Werdegänge er verfolgt und dies auch weiterhin tun will.

Indem wir in Form einer Mappe deren Arbeiten bewerben, ermöglichen wir Interessent*innen den persönlichen Kontakt zu allen darin vertretenen Künstler*innen, da diese die Käufe selbst abwickeln werden.

Das Konzept: Kein Konzept. Mit neun ganz unterschiedlichen Künstler*innen wird es entsprechend vielfältig, und genau das sollte es auch.

Warum soll man überhaupt Kunst kaufen, fragen wir Herrn Prof. Dr. Kraft, selbst leidenschaftlicher Sammler, auf den nächsten Seiten. »Man soll gar nicht«, sagt er – Voraussetzung sei natürlich eine gewisse Faszination, die ein Werk ausübt, oder der Wunsch, das Original zu besitzen.

Überzeugen müssen Sie sich natürlich selbst, das können und wollen wir für Sie nicht übernehmen. Obwohl man ja sagt, eine erhöhte Dopaminausschüttung bekomme man beim Kauf und der Betrachtung von Kunst gleich mitgeliefert... Kunst macht eben glücklich, wie der KunstSalon schon lange weiß und propagiert.

Egal, was Sie am Ende antreibt, eine Arbeit aus unserer »Special Edition« zu kaufen – es wird gut für Sie aussehen!

Teilnehmende Künstler*innen:

**Hans Diernberger, Alex Grein,
Moritz Karweick, Andreas Kaiser,
Philipp Lachenmann, Agnes Meyer-Brandis,
Tilman Peschel, Johannes Post und
Sarah Szczesny.**



Scannen Sie den QR-Code mit Ihrer Handykamera, um die Edition zu sehen.



Philipp Lachenmann, Vanitas-Stilleben (2020), Epson Traditional Professional Paper Silk, 40 x 60 cm mit 1,5 cm weißem Rand umlaufend (43 x 63 cm), Ed. XII + II AP, Einzelnes Motiv: 780 €

»Freude, besser noch richtige Begeisterung steht am Anfang.«

Prof. Dr. Hartmut Kraft sammelt seit seiner Jugend Kunst. Begonnen hat er mit dem Kauf von Multiples und Editionen. Innerhalb von 50 Jahren trug er mit seiner Frau Dr. Maria Kraft eine umfangreiche Sammlung unterschiedlichster Themenschwerpunkte zusammen, deren Werke regelmäßig in Museen zu sehen sind. Letztes Jahr führte uns Prof. Dr. Hartmut Kraft persönlich durch die Ausstellung »KUNST ist immer eine Behauptung – SAMMELN auch« im Kunstmuseum Villa Zanders, die ausschließlich Werke aus der Kraftschen Sammlung zeigte.

Wir wollten unter anderem wissen: Wie und warum überhaupt Kunst kaufen, wenn ich sie mir auch woanders ansehen kann?

Herr Prof. Dr. Kraft, welche Arbeit war Ihr erster Kauf? Es begann mit einer Grafik von Axel Knopp — ein Bild, das ich heute immer noch schätze. Nur diesen Künstler kennt kaum noch jemand. Dann aber ging es gleich weiter mit dem Multiple »Intuition« (1968) von Joseph Beuys. Von dieser kleinen, bis auf das Wort »Intuition« und zwei Bleistiftstriche leeren Holzkiste wurden rund 12.000 Exemplare produziert, Stück für Stück von Beuys eigenhändig bearbeitet. Zum 100. Geburtstag des Künstlers 2021 werde ich im

Kunstmuseum Villa Zanders eine kleine Ausstellung kuratieren, die ganz den »leeren Kisten als plastisches Thema bei Joseph Beuys« gewidmet sein wird.

Haben Sie damals schon geahnt, welche Ausmaße Ihre Sammelleidenschaft annehmen könnte? Nein, überhaupt nicht. Es gab keinen Plan. Alles hat sich Schritt für Schritt entwickelt. Entscheidend war Ende der 1970er Jahre, als ich mich entschloss, dem Bildthema »Kopffüßler« auf der Spur zu bleiben, es von der Kinderzeichnung über die Bilder psychiatrischer und neurologischer Patienten bis in die Kunst unserer Tage und die Kunst anderer Kulturen und Zeiten zu verfolgen. Daraus entstand eine erste Museumsausstellung, bei deren Vorbereitung ich Kontakt bekam zur Katalogproduktion. Sammeln, Ordnen, Zeigen und Publizieren gingen von da an immer wieder Hand in Hand. Bislang sind so gut 50 Ausstellungen zu zehn verschiedenen Themengebieten gezeigt worden. Sammeln allein für mich, für uns — das wäre mir zu wenig. Auch die Studierenden an der Hochschule profitieren von unserer Sammlung. Wenn irgend möglich, zeige ich in meinen Vorlesungen keine Abbildungen, sondern bringe Originale mit. Kunst zum Anfassen. Das hat eine andere Qualität als eine Powerpoint-Präsentation.

Warum sollte man aus Ihrer Sicht überhaupt Kunst kaufen oder gar sammeln? Man soll gar nicht. Entweder ein Kunstwerk fasziniert so sehr, dass ich oder ein anderer es besitzen möchte — oder eben nicht. Ich könnte auch sagen: Kaufen, wenn ein Foto des Werkes nicht reicht.

Mit der Betrachtung welcher Arbeit wollen Sie jeden Morgen aufstehen? Mit der Betrachtung der Bilder, die in unserem Schlafzimmer hängen — deswegen hängen sie dort ja auch: Faszinierend leichte, luftige Arbeiten

von Michael Buthe, streng geometrische Arbeiten von Rupprecht Geiger, Lothar Quinte und Raimund Girke, zwei kleine meditative Objekte von Heiner Koch.

Inwiefern profitieren Sie persönlich von den Arbeiten, mit denen Sie sich zu Hause umgeben? Unsere Sammlung ist so breit gestreut wie unsere Interessen. Wir lieben das »Konzert der Bilder«, lieber großes Orchester als Streichquartett. Schwerpunkte unserer Sammlung sind einerseits bestimmte Themen, zu denen wir viele Ausstellungen gezeigt haben (z.B. Kopffüßler, Versuchung des Hl. Antonius, Totentänze, Kunst auf Rezept), andererseits haben wir von einigen Künstlerinnen und Künstlern Konvolute erworben. Ich denke dabei an Hede Bühl, Michael Buthe, Rolf Escher, Peter Gilles, Antonius Höckelmann, Bernard Schultze, Herbert Zangs. Es ist eine besondere Freude, Werke aus verschiedenen Phasen einer künstlerischen Entwicklung vor Augen haben zu können. Besonders interessiert mich dabei auch die Umbruchphase vom Informel der 1950er Jahre zu den individuellen Stilen der Künstler in den 1960er Jahren. Ich denke da an Horst Antes, Bernard Aubertin, Winfried Gaul, Georg Karl Pfahler, Ferdinand Spindel und viele andere, deren Werke sich aber bei weitem nicht alle in unserer Sammlung befinden.

Was raten Sie Menschen, die ihre erste Arbeit erwerben wollen, aber weder über ein Vermögen verfügen, noch Interesse daran haben, Kunst als Geldanlage zu besitzen? Und man muss ja nicht gleich eine Sammlung aufbauen... Freude, besser noch richtige Begeisterung steht am Anfang. Es packt einen — oder man sollte lieber gleich weitergehen zu anderen schönen Dingen wie Büchern, Blumen, Wein etc... Im zweiten Schritt kostet Kunst Engagement, Zeit, Auseinandersetzung mit Literatur, Gespräche

mit anderen Kunstbegeisterten, Künstlerinnen und Künstlern, Galeristen, Besuch von möglichst vielen Ausstellungen. Geld kommt frühestens an dritter Stelle. Einige meiner mir liebsten Werke habe ich als Schüler und Student mit wenig Geld erworben. Manches habe ich auch viel später, oft erst nach Jahrzehnten erworben, als der Geschmack sich gewandelt hatte und die Künstler, die mich begeistert hatten, fast vergessen waren. Dann konnte ich mir alte Wünsche erfüllen — und einige der Künstler wurden später wiederentdeckt, wie z.B. Ferdinand Kriwet. Der Gewinn liegt in der Freude, der geistigen und emotionalen Bereicherung. Das braucht oft Zeit, sich lange und immer wieder neu mit einem Kunstwerk auseinanderzusetzen. Es ist etwas Besonderes, sich z.B. eine ganze Stunde vor ein Bild zu setzen und sich nur mit diesem einen Werk zu beschäftigen. Da entdeckt man vieles — im Bild und in sich selbst als Antwort auf das Bild. In Ausstellungen nehmen wir alle uns meist viel zu wenig Zeit, »zappen« uns nur noch durch die Bilderfülle.

Sind Sie immer auf der Suche nach neuen Arbeiten für Ihre Sammlung? Wenn ja, wie gehen Sie im Moment dabei vor, hat sich Ihr Interesse aufgrund der Corona-Pandemie verändert oder verlagert? Von Picasso stammt der schöne Satz: »Ich suche nicht, ich finde.« Das trifft auch auf mich als Sammler zu. Und wer viel umherschaut, der findet auch immer wieder Bilder und Skulpturen, die ihn anspringen, sich festbeißen in der Erinnerung, die einen nicht loslassen wollen. In Corona-Zeiten informiere ich mich mehr als sonst im Internet — aber Entscheidungen fallen vor Ort, vor dem Kunstwerk.

Kaufen Sie gerne direkt bei Künstler*innen, wenn die Möglichkeit besteht? Ja, der persönliche Kontakt, das Gespräch über die Kunstwerke führt zu einer Anreicherung der



Hartmut Kraft, Foto: Eberhard Hahne

Bilder und Skulpturen. Da eröffnen sich neue Aspekte, das Verständnis gewinnt Facetten hinzu. Die vielen Abende in Ateliers mit Gesprächen bei einem Glas Wein, das Hin- und Hertragen der Bilder, das Vergleichen, die Annäherung an ein bestimmtes Bild, das vielleicht mitgenommen werden will, einen Platz in unserer Sammlung bekommen könnte — das alles gehört zu den schönen Erinnerungen in unserem Leben.

Haben Sie sich dabei schon in die Rolle eines Mentors oder Förderers begeben? Als Sammler, Autor und Ausstellungskurator habe ich viele Kontakte, die ich gern nutze, um Verbindungen herzustellen zu anderen Sammlern und Museen. Wenn mich das Gesamtwerk eines Künstlers wie Peter Gilles oder einer Künstlerin wie Hede Bühl fasziniert, dann kann ich mich nicht zurückhalten. Dann werde ich aktiv, weil die Begeisterung nicht zurückzuhalten ist. Freunde und Bekannte können ein Lied davon singen.

Haben Sie jemals einen Kauf bereut?

Es wäre schon seltsam, hierauf mit Nein zu antworten. Manch ein Kunstwerk fasziniert — aber die Begeisterung hält dann vielleicht doch nicht so lange wie erwartet oder gehofft. Aber das ist auch kein Problem — irgendjemandem gefällt dann gerade dieses Bild, und dann wandert es eben weiter. Gute Kunstwerke gehen von Hand zu Hand, über Generationen. Alles ist ja nur geliehen auf Lebenszeit.

Ich danke Ihnen!

Das Gespräch führte Katharina Waltrich
Bildende Kunst

Prof. Dr. Hartmut Kraft ist Psychoanalytiker, Sammler und Ausstellungskurator. Er verfasste zahlreiche Bücher, die sich mit den Grenzgebieten zwischen Kunst, Ethnologie, Medizin und Psychoanalyse auseinandersetzen, darunter »Grenzgänger zwischen Kunst und Psychiatrie«. Er ist Honorarprofessor an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter bei Bonn.



Anne Weber, Foto: Thorsten Grever

»Annette, ein Heldinnen-Epos« von Anne Weber

Denkt man an Epen, denkt man an Erzählungen aus längst vergangenen Tagen. Die Helden sind meist große, starke Männer wie Achilles, Odysseus, Siegfried, Parsifal oder Roland. Das Epos, welches ich Ihnen vorstellen möchte, erzählt jedoch die Geschichte einer kleinen, zarten, ganz außerordentlichen Frau. Ein Heldinnen-Epos. Das gibt es nicht oft und das macht dieses Buch zu etwas ganz Besonderem.

Die renommierte Übersetzerin und Autorin Anne Weber lebt und arbeitet in Frankreich. Zufällig lernte sie vor einigen Jahren bei einem Diner die heute 97-jährige Anne Beaumanoir, genannt Annette, kennen und im angeregten Gespräch mit der lebhaften Frau trifft die Autorin ein »Liebesblitz« (Zitat, S.206). So zumindest beschreibt Anne Weber die Faszination, die sie angesichts von Anne Beaumanoirs ungewöhnlicher Lebensgeschichte und Persönlichkeit erfasst.

Sie beschließt, sich dieses Leben erzählen zu lassen und kommt zu dem Schluss, dass Annettes Leben ein heldenhaftes ist, das für die Nachwelt niedergeschrieben, ja besungen werden sollte. Und in der Tat, wer Annettes Lebensweg in diesem Buch folgt, der fragt sich schnell: Das alles soll in einem Leben geschehen sein? Nur ein kurzer Abriss ihrer Vita zeigt, wie umfang- und wendungsreich ihre Geschichte ist.

Anne Beaumanoir kommt 1923 in einem kleinen Fischerdorf in der Bretagne zur Welt. Die Eltern leben in einfachen Verhältnissen und prägen ihre Tochter durch ihre sozialistische Haltung, ihre Bescheidenheit und Aufrichtigkeit. Früh entwickelt sie einen ausgeprägten Sinn für Ungerechtigkeiten, der sie zeitlebens nicht verlässt und ihr oft radikales Handeln antreibt. Sie lernt auch, »dass Angst etwas ist, was überwunden werden kann.« (Zitat, S. 24)

Nach der Schule verlässt Annette die Heimat, um in Rennes ein Medizinstudium aufzunehmen. 1942, mit nur 19 Jahren,

wird sie Mitglied der Kommunistischen Partei und geht in den Pariser Untergrund. Auf der Seite der Résistance verteilt sie Flugblätter, klebt Plakate und erledigt Botengänge. Auf einem solchen stößt sie in einem Versteck zufällig auf eine jüdische Familie und entschließt spontan, diese vor einer nächtlichen Razzia zu warnen und ihnen zur Flucht zu verhelfen. Entgegen den Vorgaben ihrer Partei — »keine Einzelaktionen, hat sie der Partei geschworen« (Zitat, S. 36) — folgt sie ihrem Gewissen und bringt zwei Kinder der Familie unter abenteuerlichen Bedingungen zu ihren Eltern aufs Land. Dort überleben sie sicher versteckt den Terror der Besatzer und des Kriegs.

Für diese mutige Einzelentscheidung, ihre Bereitschaft, für andere ihr Leben aufs Spiel zu setzen, und für ihre Überzeugung, die Rettung der Kinder über die Vorgaben der Partei zu stellen, wird ihr später vom Institut Yad Vashem in Jerusalem der Ehrentitel »Gerechte unter den Völkern« verliehen.

Schon vor Ende von Krieg und Besatzung erfassen Annette Zweifel, ob sie ihre Vorstellung von Gerechtigkeit und Widerstand in den Reihen der Kommunistischen Partei umsetzen kann. Nach ihrer eigenmächtigen Rettungsaktion der jüdischen Kinder wurde sie von der Partei abgestraft und in die Anonymität Südfrankreichs verbannt, wo sie nur kleine Aufgaben erledigen darf und allein ist. Annette aber spürt: Das reicht ihr nicht! »Sie will nicht länger fahrradfahren warten gehen organisieren transportieren dividieren, nein, sie will kämpfen wie ein wahrer Kämpfer, Waffe in der Hand.« (Zitat, S. 79) Die vollständige Abwendung von der Partei erfolgt in Schritten — am Ende des Krieges steht die Kämpferin Annette vor einer großen seelischen und inhaltlichen Leere.

Es folgt die Wiederaufnahme des Studiums, Annette wird Professorin für Neurologie in Marseille und heiratet den Arzt Jo Roger. Zwei Söhne werden geboren.

Das Ehepaar engagiert sich gesellschaftlich und politisch. Doch Annette kommt nicht zur Ruhe. Ihr »reger Geist und ihre rege Zunge brauchen das Tätigsein; nur durch Bewegung und durch die Tat leuchten ihr auch Theorien ein. Ein Reden ohne jedes Tun ist ihr so fremd wie einem echten Christenmenschen ewiges Beten ohne je irgendein Teilen oder Helfen.« (Zitat, S. 93)

1954 reist Annette nach Algerien. Sie erlebt dort die Auswüchse der französischen Kolonialherrschaft und ist empört. Erbitterung und Wut erfassen sie darüber, »dass man in ihrem, also Frankreichs Namen Menschen quält.« (Zitat, S.103) Annette ergreift Partei für die algerische Nationale Befreiungsfront und überzeugt auch ihren Mann. 1957 schließt sich das Ehepaar dem Befreiungskampf der Algerier aus der französischen Kolonialherrschaft an. Getrieben vom Willen nach Gerechtigkeit und Kampf für die Unterdrückten geht Annette erneut in den Untergrund und lässt Ehemann und Söhne zurück.

Ihre Hauptaufgabe wird nun das Sammeln von Geldern für die algerischen Aufständischen. Über diese Tätigkeit lernt sie auch Ahmed Ben Bella kennen, den Mann, der später erster algerischer Präsident werden sollte. Im November 1959 fliegt Annettes Einsatz für die algerische Nationale Befreiungsfront beim französischen Geheimdienst auf. Sie wird verraten und verhaftet. Hochschwanger mit ihrer Tochter wird sie im darauffolgenden Jahr zu zehn Jahren Haft verurteilt und entzieht sich der Strafe, indem sie allein nach Tunesien flüchtet. Mit Ehemann Jo vereinbart sie, dass er mit den Kindern folgen würde, was er jedoch nicht tut. Ohne Familie und Freunde stürzt sich Annette noch mehr in ihre widerständische Arbeit und geht eine Beziehung zu Amara, einem Algerier ein.

1962 holt Ahmed Ben Bella sie nach dem Unabhängigkeitsreferendum der Algerier

in seine Regierungsmannschaft. Annette arbeitet enthusiastisch am Aufbau eines fortschrittlichen Gesundheitswesens. Doch leise wachsen Zweifel an Integrität und Selbstlosigkeit der neuen algerischen Regierung. Sie wünscht sich eine Umgestaltung der Gesellschaft nach sozialistischen Maßstäben, sieht aber auch die Fehden zwischen unterschiedlichen machthungrigen Personen und Fraktionen und realisiert nach und nach, dass sie in diesem neuen, voller Hoffnung begonnenen algerischen Staat letztlich eine Fremde bleibt. Die zunehmende Distanz zu ihren Kindern verstärkt das Gefühl der Unsicherheit und Heimatlosigkeit. Als es 1965 zum Putsch gegen Ben Bella kommt, versteckt Annette sich bei Freunden in Tunis. Traurig erkennt sie, »dass da von Anfang an etwas nicht stimmte bei der Geburt des lang ersehnten Staats.« (Zitat, S. 199) Sie begreift: »Die Wahrheit ist, dass sie für einen souveränen Staat, der binnen kurzer Zeit zu einem Militärregime mutiert ist, alles eingebüßt hat.« (Zitat, S. 200)

Auch wenn die Protagonistin schließlich nach Frankreich zurückkehrt und ihre Familie wiedersehen kann — es bleibt doch am Ende der Lektüre ein Gefühl von Ernüchterung bei der Betrachtung von Annettes aktivem (politischen) Leben. Ist dies wirklich eine Heldinnengeschichte? Braucht eine Heldin nicht ein Happy End? Und wie geht die Erzählerin mit den Brüchen und Fragen in Annettes Geschichte um, die für ihre Überzeugung so viel geopfert hat?

Anne Weber berichtete in einem Interview, sie habe sich ganz bewusst für die (vermeintlich) altmodische Form des Epos entschieden, um dieses ungewöhnliche Leben zu schildern. Und in der Tat: Diese zunächst vielleicht archaisch anmutende textliche Form gibt der Erzählung über Annette einen etwas ungewohnten, aber umso anregenderen Rahmen. Man fühlt sich an einen Gesang erinnert, es schwingt etwas

Ehrfurchtsvolles in der Sprache mit, das die Bewunderung der Autorin für Persönlichkeit und Taten ihrer Protagonistin eindrucksvoll unterstützt.

Und doch ist es keine Hagiographie, die Anne Weber da verfasst hat. Denn so sehr, wie die epische Sprachform die Bewunderung trägt, so lässt sie gleichermaßen eine Reflexion über Beweggründe und Motive der Heldin zu. Immer wieder gibt es Pausen im Text, die die Autorin zur Nachfrage nutzt: War es das wert? Heiligt der Zweck wirklich die Mittel? »Warum machst du da mit, Annette, warum setzt du dein Leben ein für diese Leute?« (Zitat, S. 111) So hält sie inne, betrachtet, beurteilt, erklärt, kritisiert. Und der Leser mit ihr. Denn ein solches Leben ruft nicht nur nach Zustimmung. Große Fragen nach Schuld und Gerechtigkeit werden aufgeworfen und bringen den Leser zum Nachdenken.

Souverän nutzt Anne Weber das Genre des Epos, um den Leser zugleich in Annettes Geschichte hineinzuziehen und dennoch auf Distanz zu halten. Voller Wärme, mit viel Humor und zugleich mit kluger Nachdenklichkeit lesen wir über ein Schicksal, das nicht vergessen werden sollte. Im Oktober 2020 wurde Anne Weber für dieses bemerkenswerte Buch mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Bereits im Juni dieses Jahres wäre sie auch zu Gast in unserem Festival »Literatur in den Häusern der Stadt« gewesen. Wir hoffen, dass wir dieses Ereignis im kommenden Jahr nachholen können. Wie auch immer es kommt: Ich möchte Ihnen dieses wunderbare Buch ans Herz legen!

Elisabeth Noss

Festival »Literatur in den Häusern der Stadt«



Anne Weber
»Annette, ein
Heldinnen-Epos«
Verlag Matthes &
Seitz Berlin 2020



Esmé Quartet, Foto: Sihoo Kim

»Beim Geigenspiel kann man dem Publikum begegnen.«

Wir führten ein Interview mit drei Musikerinnen des Esmé Quartet, das im November 2018 im Rahmen des Festivals »Musik in den Häusern der Stadt« aufgetreten ist.

Das Esmé Quartet ist ein noch recht junges, aber bereits sehr erfolgreiches Streichquartett. Wie bzw. wann begann euer musikalischer Weg? Gab es dafür Inspiration aus dem familiären Umfeld? *Wonhee Bae:* Mit vier Jahren begann ich zunächst, Klavier zu spielen und mit fünf Jahren Geige. Meine Mutter bemerkte, dass ich als kleines Kind gern sang. Ich denke, es war eine gute Idee, mit dem Klavier als grundlegendes Instrument anzufangen, weil Klavier viele Stimmen hat. Es ist interessant festzustellen, dass in meinem Quartett keiner der Eltern Musiker war! Sie lieben einfach Musik und wollten, dass ihre Kinder ein Instrument spielen können.

Was führte euch zu eurem Instrument und in die Welt der klassischen Musik? *Wonhee Bae:* Ich habe mich für Geige entschieden, weil man beim Geigenspiel dem Publikum begegnen kann. Beim Klavierspiel muss man auf die Tastatur schauen. Als Kind besuchte ich ein Violinkonzert von Mendelssohn-Bartholdy, gespielt von den Wiener Philharmonikern in Seoul, und war fasziniert. Wie romantisch die Musik war! Ich wollte die märchenhafte Geschichte, die er in dieser Sinfonie beschreibt, selber erzählen und mit dem Publikum teilen.

Euer Weg führte euch an die Hochschule für Musik und Tanz nach Köln. Was waren eure Gründe, ausgerechnet an diese Hochschule zu gehen? *Wonhee:* Wir wollten immer in Deutschland studieren, wo die klassische Musik schon in früher Zeit beheimatet war. Für mich als Musikerin ist es wichtig, die deutsche Sprache sprechen zu können, die diese wichtigen Komponisten gesprochen haben. An der Musikhochschule Köln gab es einen internen Kammermusikwettbewerb, bei dem wir uns als Gruppe formierten. Wir haben den ersten Preis gewonnen und das gab uns Ansporn, weiterzumachen.

Und wie habt ihr euch als Quartett zusammen gefunden? *Ye-Eun:* Wir kommen alle aus Seoul, Südkorea. Yuna, Jiwon und Yeeun besuchten die selbe Universität in Seoul. Jiwon und Yeeun sind seit langer Zeit sehr gute Freundinnen und haben sogar zusammen in einem Quartett musiziert, seit sie in Seoul studiert haben. Seit 2015 studierten wir in Deutschland, in Köln und Düsseldorf, wo wir derzeit auch ansässig sind. Auch Wonhee studierte in Köln, also beschlossen drei von uns – Wonhee, Jiwon und Yeeun, sich zu treffen und gemeinsam Kammermusik zu machen. Nachdem wir zusammen gespielt hatten, dachten wir, wir sollten noch eine Person hinzufügen und ein Streichquartett bilden. Da Wonhee Yuna aus Paris vom Conservatoire kannte, beschlossen wir, sie zu uns einzuladen. Deshalb zog Yuna 2016 nach Köln, um sich nur auf unser Quartett zu konzentrieren.

Zur Zeit seid ihr aufgrund der Corona-Pandemie alle in Südkorea bei euren Familien, ihr wohnt aber eigentlich in Köln. Wie ist es für euch, so weit weg von der Familie zu leben?

Ye-Eun: Das Leben allein in einem fremden Land so weit weg von unserer Familie ist sehr einsam. Aber wir sind immer zusammen und unterstützen uns gegenseitig. Wir denken nicht nur als Kollegen, sondern auch als beste Freundinnen und Familie aneinander. Auch sind wir mit Liebe zur Musik nach Deutschland gekommen und werden in jedem schwierigen Moment durch Musik geheilt.

Zwei Jahre nach Gründung des Esmé Quartet wart ihr im November 2018 im Rahmen unseres Festivals »Musik in den Häusern der Stadt« zu Gast im Harbour Club. Wie war diese Konzerterfahrung für euch?

Jiwon: Das Leben als Streichquartett ist ganz anders, wenn man es mit dem Leben als Orchestermusiker vergleicht. Es ist ziemlich selten für uns, in der Nähe unseres zu Hauses zu spielen. Wir reisen fast immer in andere Städte oder ins Ausland, um zu konzertieren. Wir haben uns sehr darüber gefreut, dass wir nicht mit großen Koffern zum Konzertort reisen mussten. Der Ort war besonders schön, mit lichtdurchfluteten Fenstern und einem schicken Gebäude. Aber besonders beeindruckten mich die begeistertsten und warmen Reaktionen des Publikums.

Wie bereits erwähnt, seid ihr wegen der Corona-Pandemie derzeit in der Heimat Südkorea und könnt — wie viele andere Künstler — nicht auftreten und vor Publikum musizieren. Probt ihr trotzdem wie gewohnt weiter oder habt ihr vielleicht sogar per Live-Stream oder Ähnlichem Konzerte geben können? *Jiwon:* Natürlich wurde ein sehr großer Teil unserer Projekte leider abgesagt und ein paar Konzerte durch Live-Streams ersetzt. Zum Glück konnten wir

trotzdem nicht nur in Südkorea auftreten — nach dem ersten Lockdown — sondern seit September auch wieder in Europa. Die Atmosphäre im Konzertsaal ist ganz anders als zuvor, aber ich war sehr beeindruckt, dass viele Leute immer noch wirklich Musik hören wollen, obwohl sie während des gesamten Konzertprogramms die Maske tragen mussten. Ich hoffe, unsere Musik ist ein kleiner Trost für alle Leute — auch für diejenigen, die unsere Konzerte nicht persönlich hören, sondern uns nur online erleben können.

Wann und wo ist das nächste Konzert geplant?

Ye-Eun: Für die nächste Saison 2020/21 haben wir an vielen Orten Engagements. In unserem Heimatland Korea werden wir als ‚In-House Artists‘ der Lotte Concert Hall (einem der größten Konzertsäle in Korea) viele Konzerte geben. Wir sind jetzt in Korea und bereiten uns darauf vor, unseren ersten Auftritt am 28. November zu spielen. In Europa haben wir Konzerte beim Musiq-3 Festival in Brüssel, in der Wigmore Hall in London und an vielen Orten in Deutschland, Italien und Portugal. Außerdem haben wir unsere erste Japan- und Nordamerika-Tour vor uns. Wir sind sehr glücklich, dass wir im Juli 2020 für den Hans-Gál-Preis der Akademie der Wissenschaft und der Literatur Mainz ausgewählt wurden! Im Rahmen dessen haben wir im April 2021 drei Konzerte in der Villa Musica in Mainz.

Was sind eure künstlerischen Wünsche für das Jahr 2021? *Wonhee:* Wir hätten viele Touren gespielt, zum Beispiel in Nordamerika oder in Asien, aber viele Dinge wurden aufgrund der Corona-Situation abgesagt. In dieser schwierigen Zeit müssen wir versuchen, positiv zu bleiben. Und wir wollen einige Wege finden, um Menschen durch unsere Musik zu trösten. Wir haben erkannt, dass es sehr wertvoll ist, unsere Musik bei

Live-Auftritten mit dem Publikum teilen zu können. Es ist unser Wunsch, 2021 so viele Live-Konzerte wie möglich spielen zu können. Solange alle gesund bleiben.

Gibt es ein Stück, einen Komponisten oder ein Programm, das ihr besonders gerne spielt?

Jiwon: Im Februar 2020 wurde unser Debut Album »to be loved« herausgebracht und die Aufnahme enthält das erste Quartett von Ludwig van Beethoven. Interessanterweise wurde unsere Interpretation immer emotionaler, je öfter wir dieses Stück spielten. Nun gilt das Quartett bei uns nicht als ein Frühwerk des großen Komponisten, aber es ist ein wunderbares romantisches Epos.

Ihr habt uns ein Stück von euch geschickt, das wir den Lesern via QR-Code bereitstellen wollen — warum habt ihr ausgewählt dieses Stück ausgewählt?

Wonhee: Es ist Beethovens Streichquartett Op.132. Wir empfehlen vor allem den dritten Satz! Der dritte Satz wurde komponiert, nachdem sich Beethoven von seiner langen Krankheit erholt hatte. Es hat den Titel »Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit«. Wir hoffen, dass unsere Musik jedem, der sie braucht, neue Energie geben kann!

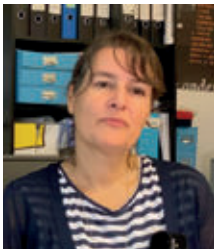
Das Gespräch führte

Marie-Katrin Schnermann

Festival »Musik in den Häusern der Stadt«



Scannen Sie den QR-Code mit Ihrer Handykamera, um das Stück via Youtube hören zu können.



Gesprächspartner*innen der filmsociety im Jahr 2020 (im Uhrzeigersinn): Hannes Lang, Ina Weisse und Nina Hoss (l.), Andreas Dresen mit Lutz Gräfe, Sonja Hofmann, Christian Petzold, Andreas Dresen, Fotos: Adam Kroll; Christian Meyer-Pröpstl

Das verflixte Jahr

Nach einem tollen Jahres-Auftakt folgten zahlreiche Herausforderungen.

Spannend wie ein guter Krimi, herausfordernd wie ein anspruchsvoller Arthausfilm, unterlegt mit der leicht beunruhigenden Atmosphäre eines dystopischen Science Fiction — so fühlte sich das vergangene Jahr nicht nur für Filmfans an.

Glücklicher Start ins Jahr

Gestartet hatte das Jahr für die filmsociety mit einem Luxusproblem, das man sich gegen Ende dieses ungewöhnlichen Jahres 2020 kaum noch vorstellen kann: Im Januar war die filmsociety-Preview des Dramas »Das Vorspiel« nicht nur ausverkauft, sondern leicht überbucht. Wie es dazu kommen konnte, lässt sich im Nachhinein nicht so genau erklären, aber am Ende fanden dann doch noch alle Gäste einen Platz. Dass der Andrang so groß war, kann indes kaum verwundern. Zu Gast war neben der Regisseurin Ina Weisse auch die Hauptdarstellerin Nina Hoss. Gut gelaunt stellten sie sich nach der Filmvorführung den zahlreichen Fragen des Publikums zu ihrem Drama um eine von Enttäuschungen und eigene Erwartungen überforderte Musiklehrerin.

Gut gelaunt ist ein passendes Stichwort für unsere zweite große Veranstaltung im Jahr 2020: Für den Februar hatten wir

Andreas Dresen zum »Rendezvous mit ...«, unserem großen, jährlichen Werkstatt-Gespräch, in den KunstSalon geladen. Dort stellte sich der Regisseur (»Halbe Treppe«, »Halt auf freier Strecke«, »Gundermann«) den Fragen des Filmjournalisten Lutz Gräfe. Im Rahmen des Rendezvous hatten wir Dresens Filme »Sommer vorm Balkon«, die erfolgreiche Komödie aus dem Jahr 2005, und »Stilles Land«, sein Wende-Debüt von 1992, gezeigt. In der Einführung zur Vorführung seines Debüts erinnerte sich Andreas Dresen an die Unsicherheiten und die Orientierungslosigkeit der Wende, die der Film atmosphärisch mit melancholischem Witz einfängt.

Bis hierhin war das Jahr 2020 ausgesprochen filmfreundlich. Und eigentlich war auch schon alles geplant für einen dritten großen Aufschlag — die Premiere von »Undine« in Gegenwart von Regisseur Christian Petzold. Auch diese Vorführung war schon ausverkauft, als Anfang der dritten Märzwoche wegen der Pandemie alles runtergefahren wurde. Nicht »Undine« ging ins Wasser, sondern die ganze Wirtschaft ging baden und mit ihr die Kulturwirtschaft. Die Kinos schlossen, Filmdrehs mussten gestoppt werden, und es kehrte eine fast friedlich anmutende Stille im Land ein: ein Echo von Dresens Regiedebüt...

Filme in der Krise — in der Krise filmen

Doch die Kreativwirtschaft hieße nicht so, wäre sie nicht kreativ. Und so sprossen schnell zahlreiche Ideen aus dem Boden, wie man Kultur in der Krise neu denken könne. Viele Formate wurden ins Netz verlegt, so auch das ein oder andere Filmfestival. Die Oberhausener Kurzfilmtage machten im Mai den Anfang. Auch die filmsociety musste überlegen, was man tun kann, wenn der eigentliche Grundgedanke — zusammenkommen, Filme gucken und über Filme sprechen — nicht mehr praktikabel ist. Und so entstand die Idee, nicht mehr nur Filme zu zeigen,

sondern auch Filme zu machen. Das mag etwas hochgegriffen klingen, aber die Grundidee ist genau die: Wenn die Filmbranche ihre Filme nicht mehr zeigen kann, dann können wir vielleicht wenigstens zeigen, wie es der Branche in der Krise ergeht. Und so haben wir im Mai einen ersten kleinen Film nicht nur über die geschlossenen Kinos, sondern auch über die Filmemacher*innen realisiert.

»Dass alle Gewissheiten hinweggefegt sind, betrifft mit Sicherheit in einem bis jetzt unterschätzten Maße den ganzen Bereich der Kultur, wo ja für die meisten noch gar nicht klar ist, wann und wie es weitergeht. Für die Kinos sicherlich ein ganz harter Schlag, für uns Filmemacher ein kompletter Wegbruch der Verwertungskette. Das betrifft nicht nur die Künstler, sondern die ganzen Gewerke, die da beteiligt sind und die häufig von der Hand in den Mund leben und auf die Einkünfte angewiesen sind. Wir wissen nicht, wie viele Kinos und Verleiher das überleben werden. Und es wird auch nicht einfach, den ganzen Apparat wieder hochzufahren. Denn selbst, wenn die Kinos wieder öffnen, muss es ja auch wieder Filme geben, die da gespielt werden. Und einen Kinostart vorzubereiten, das dauert schon ein paar Wochen und Monate: Da wollen Plakate gedruckt, Anzeigen geschaltet, Pressearbeit vorbereitet, Kinotouren geplant werden. Darüber wird aus meiner Sicht momentan zu wenig geredet. Bei meiner Produktion, die für den Herbst geplant ist, tun wir gerade einfach so, als ob das stattfindet und fahren wie alle anderen auf Sicht.«

Andreas Dresen Ende April über die Filmbranche in Zeiten von Corona

Unser Rendezvous-Gast Andreas Dresen und unser verhinderter Preview-Gast Christian Petzold (der da schon eine Corona-Erkrankung hinter sich hatte, »... mit Fieberträumen, die in ihrer Qualität Wettbewerbscharakter von Cannes hatten«, so Petzold) berichteten in Videobotschaften von ihren Erfahrungen mit der Pandemie.

Ein zweiter Film ließ kurz nach der Wiederöffnung der Kinos Anfang Juli die Personen hinter den Kinos, mit denen wir seit Jahren für unsere Previews kooperieren — Christian Schmalz vom Off Broadway und Weissshaus Kino sowie Martin Roelly vom Odeon Kino — zu Wort kommen: Sie erzählten von den Konsequenzen des ersten Lockdown für ihre Kinos und wie sie sich auf die Wiederöffnung vorbereitet haben.

»Es war uns wichtig, nicht unbedacht, aber möglichst schnell das Filmprogramm wieder zu starten, weil wir während der Schließung extrem viel Unterstützung nicht nur von der Film- und Medienstiftung NRW, vom BKM (Staatsministerium für Kultur und Medien) oder in Form der Soforthilfe erhalten haben, sondern auch von unserem Publikum: Leuten, die Gutscheine gekauft oder gespendet haben. Das war und ist für uns ein Zeichen, dass der Ort Kino nicht nur uns wichtig ist, sondern sehr vielen.«

Martin Roelly, Theaterleiter des Odeon Kino, Ende Juni zur Wiederöffnung der Kinos

»Ich bin sehr froh, ein Kino in NRW zu betreiben, da uns einerseits die Film- und Medienstiftung, andererseits das Land NRW sehr weitergeholfen hat — unbürokratisch, schnell, effizient. So wurden die Grundlagen geschaffen, dass wir die Kinos erhalten konnten. Für uns ist es jetzt einfach schön, wieder Kino machen zu können. Von daher: Alles, was die Sache jetzt verkompliziert,

ist störend und unangenehm, aber wird gerne in Kauf genommen, um wieder Kino machen zu können.«

Christian Schmalz, Kölner Kinobetreiber (Off Broadway, Weissshaus Kino), Ende Juni zu zur Wiedereröffnung der Kinos

In unserem dritten Corona-Film interviewten wir Till Kniola, Referent für Popkultur und Filmkultur im Kulturamt der Stadt Köln, zur Lage der Kinos und der Filmfestivals, die im Herbst allesamt unter großen Herausforderungen versuchten, Festivalstimmung in den stark reglementierten Vorführungen — weniger Publikum, weniger Gäste, weniger Glamour — zu verbreiten.

»Wir als Kulturamt unterstützen ja sowieso die Filmkultur — Festivals, Sonderreihen und andere Formate — und haben die Formalien bei der Förderung flexibilisiert. Beim Festival arbeitet man aber sehr auf den Moment hin — mit der Atmosphäre, den Gästen und einmaligen Vorführungen. Und wenn das dann in der Form nicht realisierbar ist, ist das nicht nur vom Aufwand und den Kosten her problematisch. Das haben die Festivals zum Teil mit reduziertem Programm oder Ausweitungen ins Digitale umschifft. Mein Eindruck ist, dass alle sehr kreativ mit der Situation umgehen.«

Till Kniola, Referent für Film und Popkultur im Kulturamt der Stadt Köln, Anfang September zur Lage der Kinos und Filmfestivals in Köln

Im vierten Corona-Film interviewten wir Sonja Hofmann vom Filmbüro NW, dem gemeinnützigen Interessenverband der Filmemacher*innen in NRW, und erfuhren, wie unterschiedlich sich die Krise bei Drehbuchautor*innen, Regisseur*innen, Produzent*innen oder Verleiher*innen auswirkte.

»Wir sind seit Anfang April vor allem damit beschäftigt, unsere sehr heterogene Mitgliedschaft zu vertreten, also die freischaffenden Filmemacher*innen, die Produzent*innen und die Verleiher. Man muss immer wieder darauf aufmerksam machen, dass wir hier in NRW eine sehr breitflächige Produktions- und Verleihlandschaft haben, die für Deutschland außergewöhnlich ist. Das muss auch mal gesehen werden, dass wir hier wirklich ein Filmland sind.«

Sonja Hofmann, Geschäftsführerin des Filmbüro NW, Anfang September zur Krise im Filmland NRW

Die Schwierigkeiten der Verleiher*innen kamen noch einmal beim bislang fünften Corona-Film zur Sprache, als wir Joachim Kühn vom Kölner Verleih Real Fiction zum Umgang mit der Krise interviewten. Gerade der Dezember machte auch für die Verleiher*innen eine Planung unsicher wie nie, da viele der gestrichenen Novemberstarts nun in den eh schon vollen Dezember rutschten. Und ob die Kinos, die Anfang November in den zweiten Lockdown gingen, wie geplant im Dezember wieder öffnen können, wusste bis kurz vorher niemand.

»Wir als Verleiher würden uns freuen, wenn der Zusammenhang zwischen unserer Arbeit und der Schließung der Kinos deutlicher würde. Wir sind zu 100 Prozent abhängig von offenen Kinos. Was im Online-Bereich stattfindet, kann das nicht ersetzen und ist kein Geschäftsmodell, mit dem wir über längere Zeit überleben könnten.«

Joachim Kühn, Kölner Kinobetreiber (Filmpalette) und Filmverleiher (Real Fiction) zur neuerlichen Schließung der Kinos im November

Ein Keim der Hoffnung

Das war in den Monaten davor noch deutlich einfacher. Denn als die Kinos nach dem ersten Lockdown Anfang Juli wieder öffneten, war der Enthusiasmus der Cineasten zu nächst groß, auch wenn wegen der Hygieneregeln nur mit halber Saal-Kapazität gefahren werden konnte.

Christian Petzold holte seine Kinotour zu »Undine« (der inzwischen mehrfach ausgezeichnet wurde) in einem Kraftakt nach, der seines Gleichen sucht. Am Tag unserer wunderbaren, ausgebuchten Preview im Weisshaus Kino absolvierte Christian Petzold noch vier weitere Kinotermin in Köln und Bonn. Von Müdigkeit war keine Spur bei unserem Bühnengespräch, und das, obwohl sich Christian Petzold als einer der Ersten schon im März auf einer Preetour in Paris mit Covid19 angesteckt hatte.

»Das Kino bietet für mich eine andere Einsamkeit als diejenige beim Streaming oder Fernsehen zu Hause. Das ist eine kollektive Einsamkeit, die ich sehr vermisse, weil ich die Menschen, die im Kino um mich herum sitzen, sehr brauche. Ich freue mich sehr, in den Sommermonaten dem blauen Himmel zu entfliehen und wieder in die Dunkelheit des Kinos zu gehen.«

Christian Petzold im Juni zur Wiedereröffnung der Kinos

Im August folgte bei der filmsociety die ausgebuchte Preview der Dokumentation »Schlingensief — In das Schweigen hinein-schreien«. Unser Gesprächsgast Helge Malchow, Editor-at-Large bei Kiepenheuer & Witsch und dort seinerzeit verantwortlich für die letzten Buchprojekte von Christoph Schlingensief, konnte einiges zum Verständnis des kontroversen Regisseurs und Künstlers beitragen.

Im Oktober wurde es dann schon wieder eng, als die steigenden Infektionszahlen eine zweite Schließung des Kulturbetriebs befürchten ließen. Ein Vorbote war die neue Regelung, dass der Mund-Nasen-Schutz nun auch am Sitzplatz während der Vorführung getragen werden musste.

»Ich habe manchmal das Gefühl, es wird bei der Bekämpfung des Virus mehr kaputt gemacht als durch den Virus selbst. Man muss gerade sehr gut abwägen, ob das alles angemessen ist, weil ja auch sämtliche Grundrechte in diesem Land massiv beeinträchtigt und betroffen werden. Das macht mir Sorge und Kummer. Hoffen wir, dass wir aus der Krise wieder gut herausfinden«

Andreas Dresen, der seit 2012 als juristischer Laie auch Verfassungsrichter im Land Brandenburg ist, Ende April zu den Pandemie-Maßnahmen der Bundesregierung

Unsere Preview der Wirtschaftsdokumentation »Oeconomia« über die Spielregeln des Kapitalismus konnte unter diesen Bedingungen noch im Odeon Kino stattfinden. Auch hier war der Saal unter den eingeschränkten Kapazitäten wieder ausverkauft. Pech jenseits der Corona-Thematik hatten wir mit unserem Gast, der Regisseurin Carmen Losmann, die kurzfristig erkrankt war. Glück hatten wir wiederum, ebenso kurzfristig den »Oeconomia«-Produzenten Hannes Lang direkt von einer Wanderung im Bergischen Land auf unsere Bühne holen zu können. Last minute, sozusagen! Er wusste zur Freude des Publikums sehr ausführlich von der Produktion des Films zu berichten. Natürlich bangten Carmen Losmann, ihr Verleih und ihre Produktionsfirma, dass »Oeconomia« mit dem Kinostart noch vernünftig ausgewertet werden kann.



Ina Weisse (L.) und Nina Hoss im Gespräch mit dem Publikum

Sie hatten mit den zwei Wochen im Oktober, an denen die Kinos zumindest noch mit halber Kraft den Film zeigen konnten, Glück im Unglück. Für die Filme mit Start im November hieß es dann wieder: Kinos zu, Starttermin verschieben! Auf Dezember, oder gleich ins kommende Jahr. Auf dass wir in 2021 wieder unter normaleren Bedingungen außergewöhnliches Programm machen können!

Christian Meyer-Pröpstl
Programmleiter der filmsociety

»Ich arbeite schon wieder an einem Film, der jetzt natürlich nicht so dystopisch wird, wie ich mir das gedacht hatte, sondern der ein Film über die Liebe wird.«

Christian Petzold Ende April über sein nächstes Filmprojekt.

Die Zitate sind den Interviews aus den fünf filmsociety-Filmen entnommen.

Was für ein Theater!



»On:Joy« Duett María Mercedes Flores & Constanza Ruiz. Foto: Marcos Angeloni

Geben wir der Pandemie an dieser Stelle nicht noch mehr Raum, als sie in diesem Jahr eh schon eingenommen hat. Neben allen Katastrophen und Belastungen, die auch die Darstellenden Künste durchzustehen haben, gibt es dennoch etwas Positives, das uns allen sehr bewusst gemacht wurde: Wie der sprichwörtliche Grashalm im Sturm, zeigen die Darstellenden Künste, wie widerständig und zugleich anpassungsfähig sie sein können, und wie schwer es ist, einen kreativen Funken tatsächlich zu ersticken.

Es benötigt gar nicht so viel, ihn am Glimmen zu halten: Aufmerksamkeit und Unterstützung gehören sicherlich dazu, beziehen sich aber nicht nur auf Finanzen, sondern eben auch auf die anhaltende Wertschätzung zwischen Künstler*innen und ihrem Publikum. Gefordert war und ist Flexibilität von beiden Seiten, ein Glimmen und Leuchten von Interesse und Aufmerksamkeit, das sich zur Not auch digital überträgt. So gab es bspw. eine ungewöhnliche Ausgabe des KunstSalon-Theaterpreises, die gleich vier anstatt der ursprünglich geplanten zwei Produktionen ehrte. Zwar ohne Aufführungen, dafür aber im engsten Kreise bei schönen Gesprächen und einem persönlichen Kennenlernen aller Beteiligten. Eine neue Art der Intimität entsteht — mit Abstand zu einander und doch irgendwie ganz nah dran.

Selbiges gilt für die rein digitalen Zusammenkünfte in diesem Jahr. Und auch wenn viele sagen, dass sich das Live-Erlebnis der Kunst nicht über einen Bildschirm erfassen lässt, sei an dieser Stelle auf die spannende Verbindung des Begriffs »live« und der Darstellenden Kunst hingewiesen. Die meisten Theaterschaffenden würden wohl ohne langes Zögern das »Live«-Erleben ihrer Kunst als einen der definierenden Aspekte angeben. In Abgrenzung zu anderen Kunstformen beansprucht insbesondere das Theater den Begriff »live« nahezu exklusiv

für sich. Sieht man sich allerdings die Genese dieses Begriffs genauer an, stellt man schnell fest, dass er mit dem Aufkommen neuer Technologien (insbesondere des Radios) Ende des 19. Jhd. bis Anfang des 20. Jhd. verknüpft ist. Mit Blick auf die Historie des Theaters ist dies also ein vergleichsweise neuer Begriff, der gegenwärtig erneut in aller Munde ist und somit auch Fragen bzgl. des eigentlichen Wesens der Darstellenden Künste aufwirft.

Allein in den letzten Jahrzehnten wurde die Frage nach einer Ontologie des Theaters, also einer allgemeingültigen Definition bzw. dem Wesen dieser Kunstform, heftig debattiert. Kathartisch, ja geradezu therapeutisch soll es sein. Lehrreich, die Geschehnisse der Welt in einer Art Essenz destillieren und damit aufrütteln, berühren, provozieren und auch heilen können. Und dieses gewaltige Potenzial soll das Theater (und selbstverständlich sei hier auch der Tanz mit eingeschlossen) ausschließlich unter den Gegebenheiten einer physischen Ko-Präsenz von Publikum und Darsteller*innen im performativen Raum entfalten können.

Wahrscheinlich lässt sich an diesem Punkt bereits erahnen, dass es nicht ganz so einfach und klar ist, wie man im ersten Moment meinen könnte. Tatsächlich gibt es in den Darstellenden Künsten bereits seit vielen Jahren etliche Bestrebungen, den Gegebenheiten und Entwicklungen unserer Zeit Raum und Sinn auch in performativen, künstlerischen Projekten zu verleihen. Dies geschieht von Seiten der Künstler*innen selbst, aber auch aufgrund von sich verändernden Förderstrukturen und Ansprüchen seitens des Publikums. Mittlerweile gängig ist der Einsatz von Projektionsflächen, Bildschirmen und sichtbaren technischen Setups welcher Art auch immer auf Bühnen. Und auch lange vor der Krise haben sich Künstler*innen und Institutionen verstärkt mit der Integration neuer technischer

Entwicklungen in den Darstellenden Künsten befasst. Die Krise selbst hat diese Prozesse gegenwärtig allerdings um ein Vielfaches beschleunigt und (das ist das Wichtigste) für Öffentlichkeit und Publikum sichtbar gemacht.

An dieser Stelle beginnt also das, was eingangs als positive Auswirkung der Pandemie auf die Darstellenden Künste angedeutet wurde: Anstatt, wie im Regelfall üblich, mit einer vollendeten Idee, einem ausgearbeiteten Theaterabend konfrontiert zu werden, kann derzeit jeder auf die eine oder andere Art und Weise verschiedene Entwicklungsprozesse selbst mitverfolgen. Ein wenig ist es so, als wären sowohl Künstler*innen als auch das Publikum Teil einer Probe, von der beide Seiten noch nicht so richtig wissen, auf welches Ziel man eigentlich hinarbeitet. Und nichtsdestotrotz überwindet genau diese Ungewissheit Distanzen, schafft eine neue Form von Nähe und Austausch und macht uns alle letztendlich zum Teil einer großen Performance.

Dies mag im ersten Moment etwas hochgegriffen wirken. Aber orientiert man sich bspw. an den Definitionen von Performance Art (ursprünglich in den 1970er Jahren als eine Art Sammelbegriff für alles, was jenseits der klassischen Bühne stattfindet, ins Leben gerufen), kommt man schnell darauf, dass nahezu jeder Akt menschlichen Ausdrucks als eine Performance gelesen werden kann. Was den Ausdruck dann letztendlich zur Performance macht, ist der dazugehörige Kontext. So können religiöse Rituale, politische Reden oder Abläufe im Sport als Performance definiert werden, da sie über einen dem Grunde nach festgelegten Kontext verfügen.

Das Potenzial, als Performance gelesen zu werden, besitzt aber nahezu alles — so auch das derzeit omnipräsente Zoom-Meeting. Die Pandemie ermöglicht Kunst, Künstler*innen und Publikum gleichermaßen

eine neue oder zumindest erweiterte Kontextualisierung ihrer Arbeiten und der eigenen Rolle. Es entsteht eine neue Form der Rezeption, die unter Umständen sogar uns alle, die wir in diesen kleinen, bunten Kacheln »feststecken« und um gesteigerte Aufmerksamkeit bemüht sind, zu einer Art Performer*in machen. Jenseits der berechtigten Trauer darüber, vieles nicht live erlebt zu haben, besteht also auch die Chance, genau diesem Bedürfnis in den aktuellen Arbeitsprozessen weiter nachzuspüren, dem Wesen des Theaters und des ganz persönlichen Begriffs von Theater verstärkt auf den Grund zu gehen. Denn eines ist jetzt schon absehbar: Auch wenn der reguläre Theaterbetrieb wieder Fahrt aufnimmt, werden die gegenwärtigen Prozesse hin zum künstlerischen Arbeiten in der digitalen Welt ebenfalls Früchte tragen. Und wo wir uns alle schon so notgedrungen im Digitalen »eingrichtet« haben, wäre es doch schön, irgendwann aus der Not vielleicht sogar eine Art neue Tugend machen zu können.

Abschließend bleibt nur noch zu sagen, dass die anpassungsfähige Natur des Theaters wohl dafür sorgen wird, dass alle Beteiligten gestärkt und mit neuen Ideen aus der Krise hervorgehen werden. Wir wünschen es sowohl allen Künstler*innen, die wir anhaltend und tatkräftig unterstützen, als auch allen Theaterliebhaber*innen. Auch wenn die Hürden für ein schönes Theatererlebnis momentan etwas höher sind als sonst, schauen Sie nicht weg, sondern »zoomen« Sie vielleicht sogar noch etwas genauer hinein.

Silvia Werner
Schauspielfreunde und tanzsociety



Pressspan / Wohnperformance, Foto: Artmann & Duvoisin

»Wir freuen uns im neuen Jahr besonders auf die Premiere von »Umzug in eine vergleichbare Lage« im März. Darin gehen wir den besonderen Möglichkeiten von Tänzer*innen nach, Zeitgeschehen körperlich zu bezeugen, zu archivieren und zugänglich zu machen. Zwischen Aufrufen zur Solidarität und einer erhöhten Bereitschaft zur Grausamkeit an den europäischen Grenzen wollen wir die politische Wirkmacht einer körperlichen Zeitzeug*innenschaft erforschen. Wir freuen uns auf neue Wege, Zeit und Bewegung mit anderen zu teilen.«

Elsa Artmann, Samuel Duvoisin / KunstSalon-Theaterpreis 2020 / Gefördert ab 2021 im Programm STEP UP der KunstSalon-Stiftung

»DIE LANDUNG DER ALLIANZ – Isolation und der Wunsch, nah zu sein, zu weit weg, viele Menschen und Ängste, Kontrolle, Rücksichtnahme und Hinterfragen, Liebe, Schutz, Heimat, Geburt, Ewigkeit, Wohlbefinden und Singen, Wiederkommen, Bewegung, Sonne und Wärme, Anstrengung, Veränderungen, Absurdität, Macht, Mutterschaft, Leben, Löwen, Zugang, Depression, Stille, Kunst mehr Kunst und noch mehr.«

Reut Shemesh, Choreografin / 2018 – 2020 gefördert durch das Programm STEP UP der KunstSalon-Stiftung



Reut Shemesh: ATARA, Foto: Öncü Gültekin

»Wir steckten in den letzten Proben einer neuen Produktion, als der Lockdown light im November eintrat. Uns war es erlaubt, das Stück zu Ende zu entwickeln, aber statt der Premiere durften wir lediglich eine hausinterne Generalprobe abhalten. Als es dazu kam, merkte ich, dass da etwas fehlt. Theater entsteht schließlich zwischen der Bühne und dem Publikum, doch wenn das eine nicht da ist, dann ist auch das andere obsolet. Ich freue mich darauf, bald wieder in einem Bühnenraum zu sitzen, Ellbogen an Ellbogen mit einer mir unbekanntem Sitznachbarin, und Theater entstehen zu fühlen.«

Constantin Hochkeppel / Choreograf, Regisseur, Performer / KunstSalon-Theaterpreis 2020

»Was meinen Tanz gegenwärtig und im nächsten Jahr inspiriert, ist die Kraft seiner paradoxerweise transzendentalen und ephemeren Bedeutung. Es ist seine Fähigkeit, mit Rhythmen und Flows, Emotionen und kollektive Konventionen zu erzeugen.«

»Ich sehe Tanz gerne als Bewegung, sei sie profan oder majestätisch. Meiner Meinung nach kann man Spuren einer Kultur durch ihre Bewegungen entdecken. Sie als Tanz zu betrachten bedeutet für mich, durch sie die Art zu erkennen, wie wir Menschen uns mit dem verbinden, was uns umgibt.«

»So spiegelt der Tanz in seiner Aktivität (flüchtig und transzendent) bestimmte Werte einer Gruppe wider, z.B. die Natur, die Präzision, das Kollektiv oder das Feiern.«

»Als Tänzerin ist meine Bewegung dazu da, etwas in Dir zu bewegen.«
Constanza Javiera Ruiz, Tänzerin / Choreografin / Stipendiatin CROSSOVER 2018 und gefördert ab 2021 im Programm STEP UP der KunstSalon-Stiftung



©Das Kongo Tribunal

»Wahrheit und Gerechtigkeit« — Das Kongo Tribunal

Der Theaterregisseur Milo Rau stellte 2017 im KunstSalon das Kongo Tribunal vor, ein spektakuläres Projekt, das die Gründe und Hintergründe für den seit über 20 Jahre andauernden Krieg im Kongo mit bereits sechs Millionen Toten offenlegte. Jean Ziegler, Mitglied des Beratenden Ausschusses des Menschenrechtsrats der UN (CH) und einer der bekanntesten Kapitalismus- und Globalisierungskritiker, schreibt:

»Das Martyrium des kongolesischen Volkes will nicht enden. Ausländische Konzerne plündern das Land seit mehr als 50 Jahren. Der Staat ist von Korruption, Willkür und Nepotismus zerfressen. Das Kongo Tribunal erfüllt eine historisch unschätzbare Rolle: Es schafft erstmals Transparenz und Gerechtigkeit im größten Wirtschaftskrieg unserer Zeit — und stärkt den bewundernswerten Widerstand des kongolesischen Volkes.«

Und die Arbeit des Kongo Tribunals geht weiter. Die internationale Jury des Kongo Tribunals ging zuletzt nach Kolwezi im Südkongo, und Milo Rau (Regisseur, Autor und seit 2018 Leiter des Nationaltheaters in Gent) hat im November im Rahmen des jour fixe im gemeinsamen Gespräch mit Eva-Maria Bertschy (Dramaturgin und Produktionsleiterin) über die dortigen aktuellen Entwicklungen — die Kolwezi-Hearings — berichtet. Zugeschaltet aus dem Kongo war auch die Anwältin und Menschenrechtsaktivistin Céline Tshizena, die zweite Untersuchungsleiterin des Kongo Tribunals.

Die internationale Jury des Kongo Tribunals untersucht Menschenrechtsverletzungen in Kolwezi im Südkongo, wo der Schweizer Rohstoffgigant Glencore die zwei größten Kobaltminen der Welt betreibt. Sie untersucht die Verantwortung von politischen Eliten und multinationalen Unternehmen in einer Reihe von Menschenrechtsverletzungen, Fällen von Umweltverschmutzung und Korruption. Im Oktober fand zuletzt ein Hearing im Schauspielhaus Zürich statt, wo Expert*innen und Zeug*innen befragt wurden. Das Schlussurteil wird im Februar nächsten Jahres in Kolwezi gefällt.

Es war beeindruckend zu erfahren, wie nachhaltig dieses theatrale Projekt wirkt. Mit kleinen Schritten kann man viel ausrichten, so Milo Rau, und damit erreichen, dass Unrecht vor Gericht gebracht werden kann.

Milo Rau sprach davon, dass es nicht nur »Warenströme«, sondern auch »Soliditätsströme« gibt. Wenn Sie also das Projekt unterstützen möchten, können Sie unter dem Stichwort »Kongo Tribunal« hier Ihre Spende überweisen: Spendenkonto KunstSalon e. V. / Sparkasse KölnBonn IBAN DE40 3705 0198 0023 2720 32

Leggewie, Claus ——— Politikwissenschaftler | **Rau, Milo** — Theaterregisseur | **Mercy, Thusnelda** ——— Tänzerin / Choreografin | **Merighi, Pascal** ——— Tänzer / Choreograf | **Saller, Tom** — Schriftsteller | **Noltze, Holger** ——— Musikjournalist | **Wieners, Annette** ——— Autorin und Journalistin | **Baum, Gerhart** ——— Vorsitzender Kulturrat NRW | **Balzer, Jens** ——— Musikjournalistin | **König, Ralf** ——— Comic-Zeichner | **Newmark, Catherine** — Philosophin | **Scheuer, Norbert** ——— Schriftsteller | **Mann, Claudia** ——— Künstlerin | **Weisse, Ina** — Regisseurin | **Hoss, Nina** ——— Schauspielerin | **Dresen, Andreas** ——— Regisseur | **Petzold, Christian** — Regisseur | **Malchow, Helge** ——— Verleger | **Lang, Hannes** ——— Regisseur/Produzent | **Grein, Alex** ——— Fotografie-Preis 2019 | **Kürten, Sarah** — Villa Aurora-Stipendium 2018 | **Hans Diernberger** ——— Villa Aurora-Stipendium 2012 | **Sarah Szczesny** ——— Villa Aurora-Stipendium 2021 | **Karweick, Moritz** ——— Atelierstipendium 2018 | **Hochkeppel, Constantin** ——— KunstSalon-Theaterpreis 2020 | **Artmann & Duvoisin** ——— KunstSalon-Theaterpreis 2020 | **Tsironi, Mara** ——— KunstSalon-Theaterpreis 2020 | **Künstlerkollektiv Spiegelberg** ——— KunstSalon-Theaterpreis 2020



Konzert am Riesenrad des Schokoladenmuseums: Das KunstSalon-Orchester spielte auf dem Dach des Sport & Olympiamuseums, das Publikum saß — mit Kopfhörern ausgestattet — im Riesenrad!

KUNSTSALON